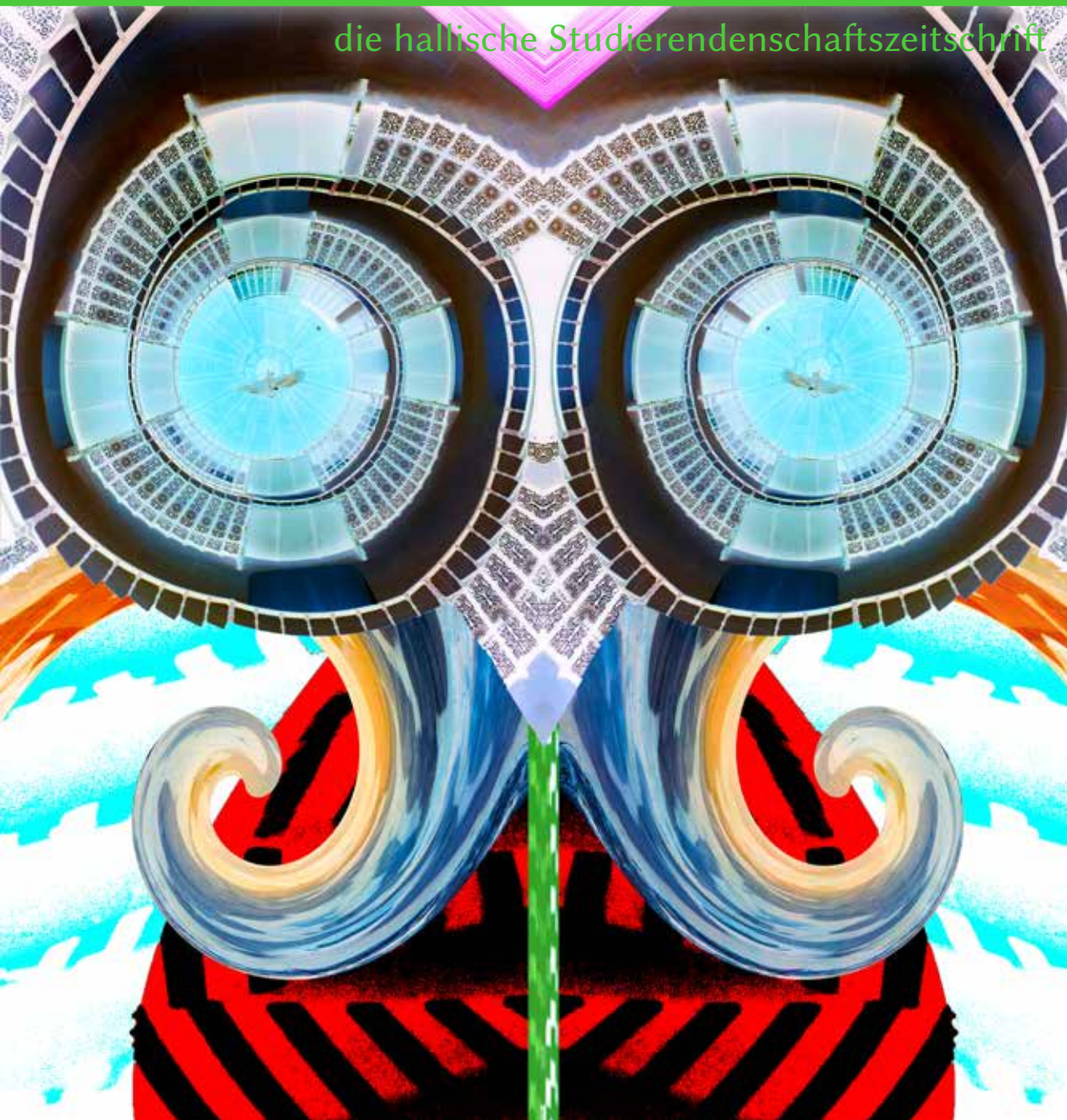


Nr. 79 Juni 2018

www.hastuzeit.de

hastuzeit

die hallische Studierendenschaftszeitung





Liebe Leserinnen und Leser,

gemeinhin lacht man ja über ältere Leute, die beklagen, wie schnell die Zeit so verfliege. Wenn man unter »Zeit« jedoch ein Semester versteht, so fällt es durchaus schwer, hier zu widersprechen – kaum zu glauben, dass es schon wieder fast Juli ist.

Um Euch die rasant vorübergehenden Wochen zu versüßen, präsentieren wir Euch hiermit die neue Ausgabe der *hastuzeit*, die zugleich die letzte für dieses Sommersemester ist. Passend zu den Temperaturen und der traditionellen Niederschlagsarmut der Stadt Halle empfehlen wir Euch ab Seite 28 eine ganze Reihe Ziele innerhalb des MDV-Gebietes, an denen Ihr Abkühlung findet und auch sonst so einiges erleben könnt.

Wir widmen uns außerdem einem Thema, das viele angeht, über das aber fast niemand sprechen möchte: Verhütung. Konkret: welche Kosten damit speziell auf Frauen zukommen. Eine bundesweite Initiative hat das Ziel, in Zukunft allen Frauen den Zugang zu Verhütungsmitteln zu ermöglichen. Die ganze Story dazu von unserer ASQlerin Irene lest Ihr ab Seite 32.

Diese 79. Ausgabe der *hastuzeit* markiert auch den Beginn einer neuen Kolumne über das Bahnfahren in Halle. Unsere Redakteurin Sophie lässt uns ab Seite 44 an ihren neuesten Erlebnissen mit der HAVAG teilhaben.

Eine erfolgreiche Prüfungszeit und ereignisreiche Semesterferien wünscht Euch

die Redaktion der hastuzeit

Impressum

hastuzeit, die hallische Studierendenschaftszeitschrift, wird herausgegeben von der Studierendenschaft der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg und erscheint in der Regel dreimal im Semester während der Vorlesungszeit.

Chefredaktion: Paul Thiemicke (verantwortlich), Alexander Kullick

Redaktion: Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Paula Götze, Anne Jüngling, Sophie Ritter

Freie Mitarbeit: Karin Belkowski, Hannah Bramekamp, Susanne Eger, Lisa Kollien, Franziska Lachmann, Jonas Leonhardt, Katharina Müller, Anne Ost, Emilia Peters, Bastian Raabe, Johanna Schultheiß, Irene Schulz, Johanna Sommer, Anja Thomas, Dominik Weiß

Layout: Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Susanne Eger, Lisa Kollien, Franziska Lachmann, Bastian Raabe, Johanna Schultheiß, Dominik Weiß

Titelbild: Gregor Borkowski

Lektorat: Karin Belkowski, Gregor Borkowski, Konrad Dieterich, Susanne Eger, Anne Jüngling, Lisa Kollien, Alexander Kullick, Franziska Lachmann, Jonas Leonhardt, Anne Ost, Emilia Peters, Bastian Raabe, Sophie Ritter, Johanna Schultheiß, Irene Schulz, Johanna Sommer

Anschrift: *hastuzeit*, c/o Studierendenrat der Martin-Luther-Universität, Universitätsplatz 7, 06108 Halle

E-Mail: redaktion@hastuzeit.de

Website: www.hastuzeit.de

Redaktionsschluss: 6.6.2018

Druck: Druckerei H. Berthold, Äußere Hordorfer Straße 1, 06114 Halle
Der Umwelt zuliebe gedruckt auf Recyclingpapier.

Auflage: 3500 Stück

hastuzeit versteht sich als Mitmachmedium. Über Leserbriefe, Anregungen und Beiträge freuen wir uns sehr. Bei Leserbriefen behalten wir uns sinnwahrende Kürzungen vor. Anonyme Einsendungen werden nicht ernst genommen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt *hastuzeit* keine Haftung.

Neue Mitglieder sind der Redaktion herzlich willkommen. Sitzungen finden in der Regel mittwochs um 19.30 Uhr im Stura-Gebäude statt, außer in der vorlesungsfreien Zeit (Anschrift siehe oben) und sind öffentlich.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 7 vom 1.5.2013.

Entsprechend gekennzeichnete Fotos stehen unter einer Creative-Commons-Lizenz. Erläuterungen und Vertragstexte zu den Lizenzen unter <http://creativecommons.org/licenses/>

Inhaltsverzeichnis



StuRa aktuell – Die Seiten des Studierendenrats der MLU 4

hastuUni



Kratzer an der »linken Dominanz« – Rückblick auf die Hochschulwahl ... 6

Die Gesichter des Stura – Elke Lopens, Büroleiterin 9

Studiengeflüster – Britische Identität und Nationalismus 11

Teilen verboten – Uni verlangt Abbau des »Fairteilers« 14

hastuInteresse



Gegrillte Grillen – Ein kulinarischer Selbstversuch 18

Lokal global denken: Plastikfreies Jena? – Gastartikel 21

SOS – Helft den Bienen! – Was wir zur Artenvielfalt beitragen können 24

hastuPause



Peißnitz kann jeder – Sommerliche Erholungsgebiete in der Region..... 28

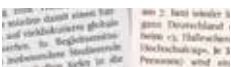
Das Menschenrecht auf Verhütung – Modellprojekt zur Förderung..... 32

Mit Strich und Sternchen zur Gleichberechtigung? – Pro und Contra 36

Wenn Selfies in den Tod führen – Buchrezension..... 40

Geldlos, Mittellos, Wert(e)los? – Studierendentheater stellt Fragen 42

Geschichten aus dem HAVAG-Land – Eine Kolumne in rot-weiß 44



Pinnwand – Vermischte Meldungen und Termine..... 46



StuRa aktuell

Für den Inhalt ist der Studierendenrat der
Martin-Luther-Universität verantwortlich.

Serviceleistungen

Technikleihe (Musikanlage, Beamer, ...)

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung

Kinderinsel

Gutschein für Verbraucherzentrale: www.stura.uni-halle.de/service/verbraucherzentrale/

Öffnungszeiten

Mo 13.00 bis 18.00 Uhr

Di 13.00 bis 18.00 Uhr

Do 13.00 bis 18.00 Uhr

Feste Termine

BAföG-, Rechts- und Sozialberatung jeden Donnerstag von 14.00 bis 16.00 Uhr (in der vorlesungsfreien Zeit meist jeden 2. Donnerstag)

Anmeldung unter www.stura.uni-halle.de/service

Studierendenrat

MLU Halle
Universitätsplatz 7
06099 Halle

Tel. 0345 552 14 11
Fax. 0345 552 70 86

stura@uni-halle.de
www.stura.uni-halle.de
www.facebook.com/sturahalle

Information in English

www.facebook.com/sturahallereferatinternationales

Du hast die Wahl – Hochschulwahl 2018

Die Hochschulwahl 2018 ist beendet, alle Stimmen sind abgegeben, ausgezählt und ausgewertet. Alles in allem lief die Wahl auch in diesem Jahr wieder relativ reibungslos ab. Nach dem Tief der Wahlbeteiligung im vergangenen Jahr von 16,3% konnten wir diese wieder auf das Niveau von 2016 zurück bringen. Auch wenn 17,04% Wahlbeteiligung in der unweiten Wahl sicherlich noch ausbaufähig sind, freuen wir uns, dass dieses Jahr wieder mehr Studierende den Weg zu den Urnen gefunden haben.

In den kommenden Wochen werden zunächst die Fachschaftsräte konstituiert und können damit bald ihre Arbeit aufnehmen. Der neue Studierendenrat wird mit Beginn des neuen Semesters, Ende Oktober, tätig. Die

vorläufige Verteilung der 37 Sitze im StuRa sieht dabei folgendermaßen aus:

OLLi (Offene Linke Liste): 10, Jusos (Arbeitsgemeinschaft der Jungsozialistinnen und Jungsozialisten in der SPD): 7, RCDS (Ring Christlich-Demokratischer Studenten): 5, GHG (Grüne Hochschulgruppe): 3, DIE LISTE: 2, EULi (Eure Liste): 2, Chemie knallt und stinkt: 2, Unabhängige: 2, Schwermetalle: 1, Pharma: 1, CAIt (Campus Alternative): 1 und LHG (Liberale Hochschulgruppe): 1.

Über Änderungen halten wir Euch wie immer auf unserer Homepage auf dem Laufenden. Die konkreten Wahlergebnisse könnt Ihr außerdem noch auf www.hochschulwahl.info jederzeit online abrufen.

Richtigstellung: Gleichstellungsbeauftragte*r der Uni Halle

Im zweijährigen Rhythmus, wenn die Gleichstellungsbeauftragten gewählt werden, kann man ungefähr die selbe Debatte mit denselben, wenig faktenbasierten Argumenten beobachten, auch wenn sie in diesem Jahr besonders laut und öffentlich geführt wurde und wie immer nicht mit einer der Gleichstellungsbeauftragten selbst. Der Studierendenrat möchte hiermit also etwas Licht in die Diskussion bringen.

Gleichstellungsbeauftragte werden auch Frauenbeauftragte oder Frauenvertreter*innen genannt. Sie

„wirken auf die Herstellung der Chancengleichheit für Frauen und Männer und auf die Vermeidung von Nachteilen für weibliche Angehörige der Hochschule hin. Zu ihren Aufgaben gehört auch die Verwirklichung des Zieles, dass Frauen in angemessener Weise in den Organen und Gremien der Hochschule vertreten sind. Sie fördern die Einbeziehung von Themen der Frauenforschung in die wissenschaftliche Arbeit der Hochschulen. Die Gleichstellungsbeauftragten wirken in allen Angelegenheiten, die die weiblichen Hochschulangehörigen betreffen,



insbesondere bei bevorstehenden Personalmaßnahmen, mit. Sie sind rechtzeitig und umfassend zu informieren und zu beteiligen; sie können Bewerbungsunterlagen einsehen.“

Es gibt auch noch andere Beauftragte für bestimmte Schwerpunkte innerhalb der Universität, zum Beispiel den Behindertenbeauftragten oder die Familienbeauftragten bzw. das Familienbüro. Diese werden aber nicht von unten gewählt, sondern bestimmt bzw. ernannt. Dass die Gleichstellungsbeauftragten im Gegensatz dazu direkt und nur von Frauen gewählt werden, hat sich aber nicht die Uni ausgedacht, sondern ist im Bundesgleichstellungsgesetz festgeschrieben und

durch das entsprechende Landesgesetz, in Sachsen-Anhalt heißt es sogar direkt Frauenförderungsgesetz, konkretisiert. Im Landeshochschulgesetz wurden die oben zitierten Aufgaben der Gleichstellungsbeauftragten verankert. Durch die gesetzliche Verankerung und die direkte Wahl ist es möglich, dass Gleichstellungsbeauftragte unabhängig von Senat und Rektorat agieren und beispielsweise nicht einfach abgesetzt werden können.

Das einzige Irreführende ist also die Bezeichnung, da gerade Studierende heute unter Gleichstellung etwas anderes verstehen als die Verfasser des Gesetzes in den 90ern. Zusätzlich zu den Gleichstellungsbeauftragten gibt

es u. a. deswegen an der MLU seit Anfang 2018 noch die „Präventionsstelle Diskriminierung und sexuelle Belästigung“, die in ihrer Arbeit auch auf transgener und nonbinary eingeht und mit der der Stura in solchen Fragen gerne zusammenarbeitet.

Das (binär gedachte) Geschlecht wird bei der Immatrikulation abgefragt, Eckpunkte wie Behinderungen oder Familienstand, was nötig für die Wahl von Behinderten- oder Familienbeauftragten wäre, nicht, datenschutztechnisch ist das auch schwer umsetzbar. Und eine Wahl, bei der nur die wählen, die freiwillig diese Angabe gemacht haben, wäre anfechtbar.

Kratzer an der »linken Dominanz«

So wertet die Campus-Alternative Halle ihren Einzug in den Stura. Die rote Vorherrschaft etabliert sich derweil in Form der Jusos, die GHG schrumpft beträchtlich, und die OLLi bleibt stärkste Kraft im Stura. Eine kommentierte Zusammenfassung der diesjährigen Hochschulwahl.

Lag es an der Abwesenheit in der Löwenrunde? Sind den hallischen Studierenden Themen wie Umweltschutz einfach nicht mehr so wichtig? Oder waren alle potentiellen Wähler der Grünen Hochschulgruppe (GHG) im Bio-Supermarkt, als sie am dringendsten gebraucht wurden? Man weiß es nicht. Fest steht jedenfalls: Die vorrangig an grünen, nachhaltigen Themen interessierte Liste ist nicht länger zweitstärkste Kraft im Stura. Statt der im Vorjahr errungenen acht Sitze wird die GHG ab Oktober mit fünf Sitzen weniger vertreten sein. Gewinner sind hingegen die Jusos, welche nun den bisherigen Rang der GHG einnehmen. Während im Februar die Mutter-Partei SPD in bundesweiten Umfragen erstmals hinter die AfD rutschte, scheinen die hallischen Studierenden sich durchaus noch mit Themen wie »Freiheit, Feminismus, Solidarität« identifizieren zu können. Grund für die Jusos, ihre fünf neu errungenen Sitze zu feiern; mit insgesamt sieben Sitzen proben sie nun – frei nach Kevin Kühnert – den Zwergenaufstand im neuen Stura. Vielleicht gegen die Campus-Alternative?

Die Offene Linke Liste (OLLi) kann sich derweil ebenfalls über die guten Ergebnisse für die Jusos freuen, wenn auch selbst um einen Sitz beraubt. Spannend wird es allerdings, wenn ab Oktober die zehn Vertreter der OLLi auf die Campus-Alternative treffen. Bereits bei der Löwenrunde wurde im Vorfeld der Wahl diskutiert, wie man Mitgliedern der AfD-nahen Hochschulgruppe im Stura begegnen solle. Während an diesem Abend unter anderem die (im Rückblick naive?) Meinung geäußert wurde, dass es sowieso nicht so weit kommen würde, vertrat Lukas Wanke als Vertreter der OLLi vor Ort den Kurs, nicht mit Mitgliedern besagter

Hochschulgruppe reden zu wollen. In diesem Sinne erklärte Wankes Hochschulgruppe kurz nach der Wahl auf Facebook, dass keine Zusammenarbeit zustande käme mit »der rechts-extremen Liste, die den Identitären nahe steht«, und solidarisierte sich stattdessen mit der Initiative »Kick them out – Nazi-zentren dichtmachen«.

Dem steht die Reaktion des RCDS (Ring Christlich-Demokratischer Studenten) – mit einem Sitz mehr aus dem Wahlkampf hervorgegangen – auf die Ergebnisse der Wahl entgegen. Getreu dem Hashtag #JederExtremististMist »wird der Kampf gegen jeden Extremismus jetzt noch aktueller werden«, wie es auf ihrer Facebook-Seite verkündet wird. Prophylaktisch wird dort bereits die Rechtfertigung eingeräumt, dass man gegen die linke Mehrheit »leider nur schwer Erfolg hat« – und das als bald drittstärkste Kraft im Stura mit fünf Sitzen. Selbstbewusstsein sieht anders aus.

Die politische Haltung, sich »gegen Extremismus, Anwesenheitspflicht und Verschwendung von Geldern« (Wahlprogramm der Liberalen Hochschulgruppe alias LHG) zu stellen, schien den Wählern wohl noch bedeutungsloser als »grüne, nachhaltige Themen«. So wird sich nur noch ein Vertreter der LHG im neuen Stura für gelb unterlegte, pinke Forderungen auf blauem Grund stark machen. Ob diese mit drei Vertretern weniger im Vergleich zum aktuellen Stura dasselbe Gewicht haben, wird sich zeigen. Auch Die LISTE fährt Verluste ein und schrumpft von drei auf zwei Sitze. Die Forderungen nach einem Transrapidssystem und Whirlpool im Hohen Weg konnten wohl nicht genug überzeugen. Zumindest lässt sich Die LISTE auf Facebook nicht unterkriegen: »Wir sind auch weiterhin für euch da!« Ob Drohung oder Segen, die Geister werden sich scheiden anhand ihrer Begeisterung für Tukane statt Dekane.

Neuzugang im Doppelpack

Ebenfalls zwei Sitze sicherte sich die EuLi (EURE Liste) – noch ganz frisch dabei, traten sie mit dem Versprechen an, »unabhängig von jeder Parteipolitik« zu sein. Dies stellt den (mäßig erfolgreichen) Versuch dar, einen Gegenentwurf zu den anderen Listen abzubilden, welche sich leicht dem jeweiligen Pendant auf bundespolitischer Ebene zuordnen lassen. So auch bei der Campus-Alternative, weiterer Neuzugang im kommenden Stura. Die Uni-Version der AfD sicherte sich mit knapp 500 Stimmen einen Sitz im zukünftigen Stura, wovon die Mehrzahl auf die Jura-Studentin Hannah-Tabea Rößler entfiel. Von nun an ist also eine Liste vertreten, die nicht »mit den linken Hochschulgruppen unter einer Decke« steckt, wie es die »vermeintlich liberalen oder konservativen Hochschulgruppen« tun

(siehe Facebook-Seite der Campus-Alternative). Sehr beruhigend – angesichts der gemeinsamen Komplottschmiederei zwischen der OLLi und dem RCDS fand bestimmt der eine oder andere Studierende kaum in den Schlaf, doch dies hat nun zum Glück ein Ende.

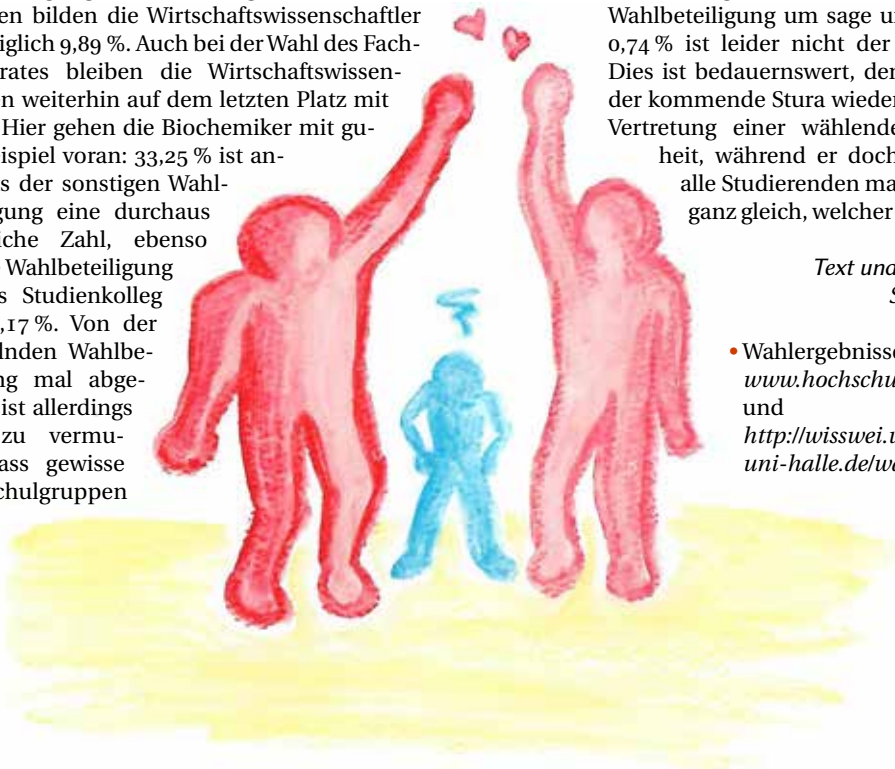
Links-konservative Intrigen hin oder her, es ist und bleibt verwunderlich, wie es eine so stark umstrittene Partei in Form einer nicht weniger provokanten Liste in den Stura schaffen konnte – könnte man doch annehmen, dass Studierende tendenziell eher links statt rechts sind. Allerdings ist der hallische Stura nicht das erste Gremium, das AfD-nahen Listen einen Raum für die Ausübung von Hochschulpolitik bietet; auch an anderen Unis, wie zum Beispiel in Kiel und Düsseldorf, wird die Debatte ausgefochten, ob man mit Rechten ins Gespräch kommen sollte oder nicht. In Düsseldorf etwa irritierte David Eckert, erster gewählter Vertreter der Campus-Alternative in einem hochschulpolitischen Gremium in Deutschland, mit Forderungen wie etwa der Platzierung einer Deutschlandfahne auf dem Campus und der Abschaffung des Genderreferats. Wie also ist es zu erklären, dass es solche Positionen, die vermutlich eher von einer Minderheit Studierender vertreten werden, in den Stura schaffen – speziell hier in Halle?

Einer der Gründe dafür ist wohl wieder die – für Hochschulwahlen leider übliche – geringe Wahlbeteiligung: von 18 148 Wahlberechtigten schafften gerade mal 17,04 % den Weg zur Wahlurne, um den Studierendenrat zu wählen. Spitzenreiter hierbei ist die Naturwissenschaftliche Fakultät I, bei der die Wahlbeteiligung bei 20,42 % lag, das Schlusslicht hingegen bilden die Wirtschaftswissenschaftler mit lediglich 9,89 %. Auch bei der Wahl des Fachschaftsrates bleiben die Wirtschaftswissenschaften weiterhin auf dem letzten Platz mit 9,96%. Hier gehen die Biochemiker mit gutem Beispiel voran: 33,25 % ist angesichts der sonstigen Wahlbeteiligung eine durchaus erfreuliche Zahl, ebenso wie die Wahlbeteiligung für das Studienkolleg mit 33,17 %. Von der mangelnden Wahlbeteiligung mal abgesehen, ist allerdings auch zu vermuten, dass gewisse Hochschulgruppen

besser instande sind, ihre Wähler zu mobilisieren. So fiel der Wahlkampf auch in diesem Jahr im Großen und Ganzen wieder recht bescheiden aus. Die Löwenrunde beispielsweise, als Infoveranstaltung rund um die Wahl sehr zu empfehlen, wurde hauptsächlich bei Facebook angekündigt. Selbst bei dieser Veranstaltung vermisste man einige Listen wie beispielsweise die GHG und die Campus-Alternative – aber allen voran Zuschauer, welche sich ihre (hochschul-) politische Meinung noch nicht gebildet hatten. Für die Hochschulwahl selbst wurde zwar sogar in den Straßenbahnen Werbung gemacht, doch blieb es sonst recht ruhig auf dem Campus. Kurz vor der Wahl gab es einzelne Stände, Flyer in der Mensa und die gut gemeinte, aber anscheinend wenig wirksame Aktion einzelner Stura-Mitarbeiter, in T-Shirts und bemalten Armen mit Wahlauf Ruf über den Campus zu schlendern. Im Vergleich zum Vorjahr hat die Ausschreibung eines Marketingkonzeptes, welches das Gremium im Vorfeld der diesjährigen Wahl betrieb, nicht viel genützt: die Steigerung der Wahlbeteiligung um sage und schreibe 0,74 % ist leider nicht der Rede wert. Dies ist bedauerndswert, denn so bleibt der kommende Stura wieder einmal die Vertretung einer wählenden Minderheit, während er doch Politik für alle Studierenden machen wird – ganz gleich, welcher Gesinnung.

*Text und Illustration:
Sophie Ritter*

- Wahlergebnisse auf www.hochschulwahl.info und <http://wisswei.verwaltung.uni-halle.de/wahlen/>





Die Gesichter des Stura

Sie steigert den Altersdurchschnitt im Haus des Studierendenrates zwar enorm, ist aber dennoch oder gerade deshalb dessen Gedächtnis. Elke, die Büroleiterin und gute Seele des Hauses, spricht über das Leben mit und ohne Stura.

Wer bist du?

Ich bin Elke Lopens und im Juni 1954 in Leipzig geboren. Meine Mutter studierte Lehramt für Grundschulen und mein Vater technisches Zeichnen. Wir sind dann in den Norden zu meinen Großeltern gezogen, an die Elbe, wo ich auch aufgewachsen bin.

Was hast du vor deiner Zeit im Stura gemacht?

Ich habe im Bezirk Schwerin bis zur 8. Klasse eine polytechnische Oberschule besucht und habe dann alles darangesetzt, um aus diesem Kaff wegzukommen. Ich wollte unbedingt auf eine erweiterte Oberschule, was heutzutage Gymnasium heißt. In Ludwigslust konnte ich dann mein Abitur machen, es war aber immer noch ein Kaff. Ich wollte also weiter weg und etwas mit Sprachen machen, also habe ich mich an der MLU auf einen Studienplatz Lehramt Germanistik und Kunst beworben. Ich wäre gerne noch ein bisschen weiter in den Süden gegangen, leider war aber dort die DDR zu Ende. 1977 hatte ich mein Diplom und bin dann als Forschungsstudentin an der Uni gekloppt.

Dort war auch ein Einsatz im Ausland geplant, als Sprachlehrerin, allerdings wurde dies von der Stasi nicht genehmigt. Wirklich Lehrerin wollte ich aber nicht werden, das hat mir mein Praktikum gezeigt. Ich kann sehr gut mit Leuten arbeiten, die Lust haben und zuhören wollen, aber ich hatte das Gefühl, ich konnte uninteressierte junge Leute für Dinge nur schwer begeistern. Im April 1982 wurde ich dann Abteilungsleiterin für Öffentlichkeitsarbeit am Theater. Hier musste ich mir meine Aufgaben alle selbst aneignen, denn eine Ausbildung existierte dafür nicht.

Wie bist du denn zum Stura gekommen?

In Folge einer Zusammenführung der Theater in Halle musste ich im Jahre

2008 den Job wechseln. Ich hatte 30 Jahre im Theater gearbeitet und fiel dann in ein tiefes Loch. Ich dachte, ich kann nichts anderes. Dann sah ich die Stellenanzeige vom Stura. Wenn man am Theater arbeitet, muss man einen kleinen Knall haben, beim Stura ist das so ähnlich. Da dachte ich, das könnte passen. Im Januar 2010 wurde ich dann eingestellt.

Was sind deine Herausforderungen?

Jede Legislatur ist ganz kurz. Im Mai wird gewählt, und danach lässt die Motivation nach. Dann ist meine Aufgabe, am Laufen zu halten, dass der Stura funktionsfähig bleibt. Im Oktober sind die Neuen da und erfinden jedes Jahr das Rad neu. Das ist aber auch ihr gutes Recht, es dürfen auch jedes Jahr die gleichen Fehler gemacht werden, und ich bin da, um sie zu unterstützen. Ich versuche, den jungen Leuten den Schrott vom Hals zu halten, damit sie ihr Amt geräuschlos ausführen können. Ich sehe mich auch als Anlaufstelle und Verteilerzentrale und vermittele Anfragen an die richtigen Stellen.

»Wenn man am Theater arbeitet, muss man einen kleinen Knall haben, beim Stura ist das so ähnlich.«

Wie läuft die Zusammenarbeit mit den Studierenden?

Am Anfang muss ich den neuen Leuten meine Existenzberechtigung immer nachweisen. Es geht mir manchmal auf die Nerven, dass ich jedes Jahr von vorn anfangen muss, aber das ist natürlich ihr Recht. Das Entscheidende ist, dass ich begriffen habe, dass die Universität ein Ausschnitt aus der Gesellschaft ist. Wenn gesellschaftliche Veränderungen stattfinden, dann merkt man das auch im Stura.

Wie ist es, die Studierenden nach einer Weile »ziehen zu lassen«?

Manche sind für mich wie Kinderchen, und jeder dieser Abschiede ist wie ein kleines Sterben. Aber ich weiß natürlich, dass hier alle Zugvögel sind, trotzdem kommt manchmal eine Träne. Auf der anderen Seite ist es aber auch ein riesiger Stolz.

Wie hat sich der Stura verändert?

Im Moment ist eine Ruhephase. Wir haben 2010 angefangen, und dann ging es zwei Jahre später gleich mit den Protesten gegen die Bildungsreform in Sachsen-Anhalt los. In diesem Rahmen ist auch der Arbeitskreis Protest entstanden. Heutige Ausläufer davon sind die Proteste gegen die Schließung der Japanologie und der Musik- und Gesangspädagogik. Ohne den AK Protest wäre es damals aber nicht so glimpflich ausgegangen, denn der hat dafür gesorgt, dass sich alle Rektoren in Halle getroffen haben. Weiterhin sind wir mit dem Stura-Haus auch in einer besonderen Stellung; an dem hat sich auch viel verändert. Viele tote Räume wurden wieder nutzbar gemacht, auch ist die Anzahl der Arbeitskreise natürlich nach oben gegangen, und immer mehr suchen das Dach des Sturas, um Projekte zu verwirklichen. Auch sind die Beratungsangebote deutlich angewachsen, anfangs hatten wir nur eine Rechtsberatung.

Befürwortest du alle Entscheidungen des Sturas?

Natürlich nicht. Ich war es gewohnt, eine Abteilung zu leiten, und dass jeder in Besprechungen seine Meinung sagen konnte, aber zum Schluss war ich es gewohnt, dass ich eine Entscheidung treffe. Dann komme ich in den Stura, und es wird über kleine Entscheidungen stundenlang geredet. Ich hatte dann gehofft, es würde endlich jemand auf den Tisch hauen. Ich habe aber jetzt kapiert, dass das wichtig ist. Hier kannst du nämlich alles üben: Argumentieren, Gewinnen, Verlieren, und zwar in einem geschützten Raum. Ich habe natürlich eine persönliche Meinung und politische Haltung, die nicht immer mit den Beschlüssen des Stura übereinstimmt, versuche meine Meinung allerdings meistens zurückzuhalten und sage nur Dinge, die wirklich nötig sind. Der Stura hat nämlich kein Gedächtnis, das liegt aber an der Struktur, und dafür können die Leute nichts. Ich helfe dann zu erinnern.

Was erwidert du der Kritik, die gegenüber dem Stura geäußert wird?

Zum einen gab es zu meiner Zeit keinen Studierendenrat, höchstens die FDJ, und ich bin froh, dass er existiert. Kritik kommt meistens von den Leuten, die sich selber nicht einbringen. Das ist sehr schade. Bevor Dinge in sozialen Medien verbreitet werden, würde ich mich freuen, wenn sich die jungen Leute auch erst mal schlau machen.

Willst du mit der Rente den Stura verlassen?

Ich habe schon darüber nachgedacht, da die Zeit endlich ist. Die turnusmäßige Altersrente würde bei mir im März 2020 passieren. Für euch ist das viel, für mich ist das wenig Zeit. Grundvoraussetzung für den Job ist: Dass ich die Treppe hochkomme und dass mein Kopf fit bleibt, sodass ich die Erwartungen erfüllen kann.

Hält deine Arbeit jung?

Unbedingt. Ich hatte damals nicht so viele Möglichkeiten gehabt, ich war 55. Ich hätte bestimmt etwas gefunden, aber nicht unbedingt etwas, das mir so viel Spaß macht. Es war immer eine Herausforderung, aber die hält unglaublich jung.

Möchtest du unseren Lesern noch etwas mitteilen?

Ich habe ein Studium gehabt, in der ich eine loyale Universität kennengelernt habe in einer Zeit, die nicht loyal war, und habe das sehr genossen. Ich habe viel lernen können, und dafür bin ich unendlich dankbar. Alle sollten diese Zeit nutzen und alles rausholen, was irgendwie geht. Auch alles, was herumwächst, mit abpflücken. Auch ein Stück genießen, denn diese Zeit wird eine bestimmte Rolle im Leben einnehmen und garantiert nicht zurückkommen.

Interview und Foto: Jonas Leonhardt



Im März 2003 strandete die RMS Mülheim an den Klippen von Land's End, Cornwall. Rechtlich gehört das Wrack Prinz Charles, dem Herzog von Cornwall. Allerdings war es nur mit Plastikmüll beladen.

Studiengeflüster

261 Studiengänge an 10 Fakultäten bietet die MLU; eine beinahe unübersichtliche Anzahl. In unserer Rubrik »Studiengeflüster« stellen unsere Autoren kurz und knapp interessante Aspekte ihres eigenen Studiums vor. Teil 13: Von Charles, dem absolutistischen Herrscher seines Herzogtums, und der Zwangsdeportation eines Inselvolkes.

Viele werden folgendes Szenario wiedererkennen: Ein Seminar nach dem anderen, eine endlos wirkende Aneinanderreihung von oft halbherzig vorbereiteten Referaten, gelangweilte Gesichter und die gleichen drei Personen, die etwas zur Diskussion beitragen. Doch natürlich gibt es auch Ausnahmen: die Seminare, die einen nachdenklich, geschockt, wissbegierig und mit dem Drang, in der Freizeit selbst nachzuforschen, zurücklassen. Solch ein Seminar durfte ich letztes Semester besuchen, und immer noch beschäftigen mich einige der Inhalte.

»Little England – Great Britain: Nationalism, British Identity (and the Brexit)« lautete der Titel der Veranstaltung im Rahmen des Aufbaumoduls Kulturwissenschaft, welches für einen Bachelor oder im Lehramtsstudium der Anglistik/Amerikanistik absolviert werden muss. Vom 16. Jahrhundert bis in die Gegenwart reichten die von Dr. Therese-Marie

Meyer ausgewählten Themen des Seminars, wobei der Fokus von Religion über territoriale Ausweitung bis zu Identitätsproblemen reichte.

Some national oddities

Zuweilen konnten die Seminarteilnehmer ein gequältes Lachen nicht unterdrücken, so absurd sind manche Überbleibsel der jahrhundertealten Traditionen und Privilegien des britischen Adels. Man betrachte nur den derzeitigen Prinzen von Wales und Herzog von Cornwall: Charles, Sohn Königin Elisabeths der Zweiten. Der älteste männliche Nachfahre des regierenden Monarchen des Königreiches erhält den Titel des »Duke of Cornwall« automatisch bei Geburt oder der Thronbesteigung des Elternteils, inklusive des millionenschweren Besitzes, welches zum Duchy of Cornwall gehört.

Das Duchy umfasst mehrere Anwesen und finanzielle Investitionen, vor allem im Südwesten Englands, wo sich auch der Landesteil Cornwall befindet. Das Duchy of Cornwall trägt zwar den Namen der südwestlichsten Grafschaft Englands, ist flächenmäßig allerdings nicht mit ihr identisch. Der Vermögenswert des Herzogtums liegt derzeit bei knapp 900 Millionen Euro – die Gewinne aus Anlagen und Investitionen sind dabei nicht einberechnet. Nachdem der Ertrag aus Minen im späten 20. Jahrhundert zurückging, kam es zu einer Massenwanderung und einem rasanten Zuwachs an kornischem Nationalstolz. 2014 wurde der Gruppe der kornischen Bevölkerung sogar Minderheitenstatus durch den Europarat zugesprochen.

Interessant wird es, wenn man die außergewöhnlichen Befugnisse dieses Dukes genauer betrachtet, die teilweise nicht nur gute Gefühle wecken. Man könnte sogar schon so weit gehen zu sagen, dass Charles eine Art absolutistischer Herrscher in seinem Duchy ist.

Obwohl er dies freiwillig tut, ist Charles nicht verpflichtet, Einkommens- oder Körperschaftssteuer zu zahlen. Weiterhin hat er das Recht, unter Häusern, die sich in Privatbesitz befinden, ohne die Zustimmung des Besitzers

in Minen Material abzubauen. Ebenso gehört dem Duke jedes Schiffswrack an Cornwalls Küsten, wenn es nicht innerhalb eines Jahres eingefordert wurde. Sollte Eigentum aufgrund des Todes eines Einwohners ohne Testament oder Erbe zurückbleiben, geht alles an den Duke über. Jeder Fund in Cornwall, beispielsweise historische Artefakte, unterliegt dem absoluten Recht Charles'; die Interessen von Museen, dem Finder oder dem Grundbesitzer sind dabei unerheblich. Ebenso könnte er theoretisch historische Monumente kaufen, sie in Kleinteile zerlegen oder einfach nur zerstören. Außerdem hat er Vetorecht in der Legislative bezogen auf Gesetze, die das Duchy of Cornwall betreffen, und kann verlangen, dass diese zu seinen Gunsten geändert werden. All diese Privilegien sollten von potentiellen Siedlern auf dem Grund und Boden des Duke of Cornwall im Auge behalten werden.

Luks

CONFIDENTIAL

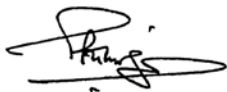
RE: ARCH
31 AUG 1966
204/56

Mr. Greenhill

British Indian Ocean Territory

The Permanent Under-Secretary has seen UKMIS New York telegram No. 1761 of 23 August and has minuted as follows:

"We must surely be very tough about this. The object of the exercise was to get some rocks which will remain ours; there will be no indigenous population except seagulls who have not yet got a Committee (the Status of Women Committee does not cover the rights of Birds)."


(P. R. H. Wright)
24 August, 1966

Copy to: Mr. du Boulay

Unfortunately along with the Birds go some few Tarzans or Men Fridays whose origins are obscure, and who are being hopefully washed on to Mauritius etc. When this has been done laque we must be very tough and a submission is being done accordingly.

Dr Greenhill
24/8

1 Mr du Boulay 24/8
2 Mr Winstanley **CONFIDENTIAL** Res. Winstanley 27.



Rückkehr ins Paradies?

Besonders augenöffnend war der Vortrag zum Thema Chagos Islands. Das Archipel, bestehend aus 58 Inseln, liegt strategisch günstig inmitten des Indischen Ozeans. Die Inselgruppe wurde erst von Frankreich und später von Großbritannien kolonialisiert, wobei die Einwohner zunächst als Sklaven und später als Arbeiter auf Kokos-Plantagen ausgebeutet wurden. Das gesamte gesellschaftliche Leben entwickelte sich aus dieser Arbeit heraus, und die Inseln wurden auch als »oil islands« bekannt.

Nachdem die Chagos Islands seit Beginn des 20. Jahrhunderts unter der Verwaltungshoheit Mauritius' standen, welches zu diesem Zeitpunkt eine britische Kolonie war, erwarb Großbritannien 1965 die Inselgruppe drei Jahre vor der mauritischen Unabhängigkeit offiziell und wandelte sie in das British Indian Ocean Territory (BIOT) um.

In den 1960er und 70er Jahren, inmitten des Kalten Krieges, weckte das britische Überseegebiet das Interesse der USA, welche die ideale Position des Archipels für militärische Zwecke erkannten. Daraufhin entwickelte sich ein Schriftwechsel zwischen Verhandlungsführern und Diplomaten auf beiden Seiten des Atlantiks. Für geschockte Reaktionen sorgte dabei im Seminar besonders dieser Satz auf einem Diplomatic Cable, welches von D. A. Greenhill, einem Vertreter des Diplomatischen Dienstes Großbritanniens und Untersekretär des Außenministeriums, unterzeichnet wurde: »Unfortunately along

with the birds go some few Tarzans or Men Fridays« – eine rassistische und degradierende Beschreibung der Einwohner des Archipels.

Die US-Amerikaner hatten erkannt, dass das Seegebiet um die Inseln zwar weitläufig war – eingeborene Bevölkerung konnte man jedoch nicht gebrauchen. Der Plan war gefasst: Die Chagossians mussten die Insel verlassen, und die USA würden einen Militärstützpunkt auf Diego Garcia, der größten Insel, errichten. Zwischen 1968 und 1973 wurden die circa 1400 bis 1700 Einwohner der Insel unter Zwang und gewaltsam deportiert; viele überlebten die Überfahrt nur knapp und sahen sich gezwungen, aus dem Nichts ein neues Leben aufzubauen, denn eine Entschädigung hatten sie zunächst nicht zu erwarten. Auf Diego Garcia wurde im Rahmen eines 50 Jahre umspannenden Mietvertrags mit den USA eine Militärbasis errichtet und jede zivile Bevölkerung verboten.

Bis heute ist es den Chagossians nicht erlaubt, auf die Inseln ihrer Vorfahren zurückzukehren. Nichtsdestotrotz kämpfen sie weiter, auch wenn davon in den Medien selten zu hören ist. In mehreren Verfahren vor britischen Gerichten wurde seitens der britischen Regierung keinerlei Schuld eingestanden. Im Gegenteil – 2010 errichteten sie im Gebiet um die Inseln ein Meeresschutzgebiet, welches das Fischen verbietet. Viele Chagossians zeigten sich empört, sei dies doch Teil ihres kulturellen Erbes und sie selbst Nachfahren von Fischersleuten – ein klares Zeichen, dass Großbritannien in nächster Zukunft nicht vorhat, die Inseln zurückzugeben.

2015 urteilte das Ständige Schiedsgericht in Den Haag, dass die Inselgruppe in der Tat rechtswidrig von Mauritius getrennt wurde. Solch ein Schachzug wurde 1960 in Resolution Nr. 1514 der UN verboten, um die Spaltung von Kolonien zu vermeiden und Entkolonialisierung voranzutreiben. Großbritannien versprach daraufhin, die Inseln an Mauritius abzutreten, wenn sie nicht mehr für Verteidigungszwecke gebraucht werden würden. Ob das jemals der Fall sein wird, bleibt abzuwarten.

Natürlich wurden auch weniger brisante Themen behandelt, und nicht alle Referatsthemen endeten in geschocktem Schweigen und ungläubigen Blicken wie die zwei genannten Beispiele. Doch in vielen Fällen konnte man den ReferentInnen ansehen, dass sie sich für das Thema begeistern konnten, was teilweise in sehr lebhaften Präsentationen mündete. Die Veranstaltung ist der beste Beweis dafür, dass Interesse der Schlüssel für interessante und nachhaltig prägende Seminarsitzungen ist.

Text: Anne Jüngling

Foto: Wusel007 (CC BY-SA 3.0), commons.wikimedia.org/wiki/

File:Wrack_MSR_Mülheim_Lands_End.jpg

Dokumentenkopie: gemeinfrei, commons.wikimedia.org/wiki/

File:Diplomatic_Cable_signed_by_D.A._

Greenhill_dated_August_24_1966.jpg

Kartengrundlage: Uwe Dederling (CC BY-SA 3.0),

commons.wikimedia.org/wiki/File:Indian_Ocean_

laea_relief_location_map.jpg

Teilen verboten

Auf Verlangen der Hochschulleitung musste der »Fairteiler«, ein öffentlich zugängliches Lebensmittelregal, abgebaut werden. Die Uni ist nicht bereit, einen neuen Standort dafür zur Verfügung zu stellen.

313 Kilogramm Lebensmittel werden pro Sekunde weggeworfen, das entspricht etwa 82 Kilogramm Lebensmittel pro Person im Jahr. Weltweit leiden rund 815 Millionen Menschen an Hunger, also jeder Neunte. Das sind ganz schön große Zahlen, die ganz schön weit weg sind, denn es geht ja dabei zum größten Teil um die Entwicklungsländer – falsch! Auch in Deutschland leiden etwa eine halbe Million Kinder an Hunger, hinzu kommen die, die nicht mitgezählt werden, weil sie es

nicht zugeben würden. Denn Deutschland ist ja ein reiches Land. So reich, dass wir so viel Essen wegwerfen können und wollen? Wäre es denn nicht schön, man könnte es denen geben, die es gerade brauchen? Oder würde es nicht schon reichen, die Lebensmittel, welche noch genießbar sind, einfach nicht wegzuschmeißen, sondern weiter zu geben?

Das dachte sich zumindest der 2012 gegründete Verein Foodsharing e.V. In Form von Essenskörben ermöglicht er das Teilen von »nicht mehr gewollten« Lebensmitteln. Der Verein bekam immer mehr Zuspruch, sodass sich im Laufe der Zeit auch sogenannte Food-saver bereit erklärten, von Supermärkten, Bauernhöfen und Co. Lebensmittel abzuholen und diese dann in Fairteilern zu sammeln. Diese könnte man auch als öffentliche Kühlschränke oder Lebensmittelregale bezeichnen, aus denen sich dann die Menschen nach Bedarf übrig gebliebene Lebensmittel einfach mitnehmen können. Das Prinzip schlägt mehrere Fliegen mit einer Klappe: Es werden weniger Nahrungsmittel weggeworfen, das Essen geht dabei an diejenigen, die es brauchen, und sie müssen sich nirgends registrieren, anmelden, Hartz-IV-Papiere vorzeigen oder ähnliches. Teilen ist das Stichwort. Natürlich ist so ein Fairteiler nicht nur bei Hartz-IV-EmpfängerInnen beliebt. Auch StudentInnen, die immerzu mit ihrem geringen BAföG rechnen müssen oder sich einfach nur umweltbewusst, nachhaltig und fair verhalten wollen, nutzen das Konzept.

Was hat das mit der MLU zu tun?

Laut §2 der Grundordnung unserer Universität trägt sie eine »ökologische Verantwortung« und soll Studierende zu »selbstständigem wissenschaftlichen



Denken, Urteilen und Arbeiten« befähigen. Da liegt es nahe, dass sie auch den Fairteiler befürwortet, der im Innenhof des Stura steht. Steht? Stand! Denn am 31. März 2018 endete die von der Hochschulleitung gesetzte Frist für den Abbau des Projektes. Seit dem 10. November 2016 stand der vom Stura finanzierte und stetig vom Foodsharing e.V. befüllte Fairteiler und fand großen Anklang. Während die Foodsaver in Halle vor etwa zwei Jahren mit vier Leuten starteten, sind es heute weit mehr als 20 aktive und 140 registrierte Lebensmittel-Einsammler, die regelmäßig Nahrungsmittel, die nicht gekühlt werden müssen, von den kooperierenden Betrieben abholen. Dazu kommen 4400 private Mitglieder in der Foodsharing-Facebookgruppe, sodass der Fairteiler auf dem Unigelände meist innerhalb von einer Stunde nach der Befüllung leer war.

Verantwortung, Genehmigungen und Verhandlungen

Ein Nachhaltigkeitsprojekt, das die Hochschulleitung doch eigentlich voller Stolz unterstützen müsste – aber weit gefehlt. Nicht nur, dass der Stura die Finanzierung und Verantwortung bezüglich des Fairteilers übernahm; auch waren es allein die Foodsharing-Mitglieder, die sich um die tägliche Befüllung, Säuberung und Instandhaltung kümmerten – gänzlich ohne universitäre Unterstützung.

Während Universitäten in Siegen, Ulm und Stuttgart ihre Fairteiler feierlich mit Dekan, Kanzler, Professoren und Studenten einweihen, zeigt sich die Martin-Luther-Universität wenig begeistert. Nachdem sie den Fairteiler zunächst unbefristet genehmigt hatte, erhielt der Stura schriftlich und ganz formell die Aufforderung zur Beseitigung. Auch eine zweiteilige kompromissbereite Antwort des Studierendenrates konnte die Hochschulleitung nicht von ihrer Forderung abbringen. So kam es zum Gespräch zwischen beiden Parteien. Dabei erläuterte die Universität, dass es zu viele Nutzerbeschwerden gab, so Lukas Wanke, Vorsitzender

des Sprecher_innenkollegiums des Stura. »Die Hochschulleitung rechtfertigte sich mit Gründen, die keiner nachvollziehen konnte: Die Lebensmittel im Fairteiler würden Tiere anlocken, vor allem Tauben, die dann das Juridicum verschmutzen. Auch würden oftmals verdorbene Lebensmittel im und um den Fairteiler herum liegen.« Nur gesehen hat diese Verschmutzungen keiner und schon gar keine verdorbenen Nahrungsmittel.

Vatan Akyüz, einer der aktivsten Foodsaver in Halle, erzählt: »Die Lebensmittel wurden eigentlich immer innerhalb der ersten Stunde mitgenommen. Wir glauben nicht, dass Tiere oder Müll der Grund für den Abbau sind. Denn es haben sich nicht nur die Foodsaver stets um die Sauberkeit des



Vatan Ak ▸ foodsharing Halle (Saale) - Die Essensretter

29. März · 🌐

Der Fairteiler steht vorläufig nicht mehr, doch sein Geist lebt weiter! Vielen Dank für über 1500 Unterschriften für seinen Erhalt - wir bleiben bei der Sache!

Euer foodsharing Halle Team — 🙏 traurig.



Gefällt 17 Mal · 12 Kommentare · 11 Mal geteilt

Innenhofes bemüht, auch der Stura und die meisten Foodsharer achteten auf die Ordnung des Geländes.« Das Projekt passe wahrscheinlich einfach nicht in das universitäre Ordnungsbild, meint Vatan, und so wähle die Hochschulleitung den Weg des geringsten Widerstandes. Denn seitens der Befürworter des Lebensmittelteils gab es große Bemühungen zum Erhalt des öffentlichen Lebensmittelregals. In einem Gespräch mit der Hochschulleitung wurde nicht nur der Umbau des Fairteilers angeboten, sondern auch Alternativstandorte, wie der Steintor-Campus oder der Botanische Garten. Doch die Universitätsleitung mauerte und nannte die simpelsten Gründe zur Verweigerung. »Der Kanzler meinte, es handle sich bei der Angelegenheit lediglich um einen Verwaltungsakt, nicht aber um eine Universitätsangelegenheit«, bestätigt Lukas Wanke. Der Kontakt zur Hochschulleitung wurde bis zum Verstreichen der Frist gehalten, neue Vorschläge, Kompromisse und Lösungsansätze unterbreitet, doch die Verantwortlichen blockierten, es kam tatsächlich zum Abbau.

Daraufhin veröffentlicht das Sprecher_innenkollegium des Studierendenrates einen Aufruf »für eine nachhaltige Hochschulpolitik – für den Fairteiler!« Darin stellen sie unter anderem fest, dass der Lehrstuhl für betriebliches Umweltmanagement wegfällt und »Nachhaltigkeit in den Lehrveranstaltungen keine große Rolle spielt und die zusätzlichen Module, zum Beispiel in der Landwirtschaft [...] oder in der Wirtschafts-

wissenschaft weitestgehend von studentischer Seite aus selbst organisiert werden müssen.«

Die Vernachlässigung der ökologischen Verantwortung gipfeln dann in dem Abbau des Fairteilers. »Wir kritisieren hiermit diese Hochschulpolitik, die Nachhaltigkeit eher als lästige Pflichtaufgabe sieht und weniger als dringend notwendige Aufgabe«, heißt es seitens des Stura. In seiner Meinung wird er dann auch unterstützt: Der Arbeitskreis für Ökologie und Nachhaltigkeit, die Initiative Zukunftsfähige Landwirtschaft der Uni Halle, die Offene Linke Liste und auch die SDS-Linke Hochschulgruppe schließen sich dem Online-Aufruf an.

»Es geht nicht darum, die Universitätsleitung schlecht zu machen; doch geht es hier nicht um eine Verwaltungsangelegenheit, der Fairteiler ist eine politisch größere Sache, und das sollte die Hochschulleitung ernster nehmen«, sagt Lukas Wanke. Gleicher Meinung sind auch die Mitglieder der Foodsharing-Gruppe. »Ein Paradebeispiel für Nachhaltigkeit wurde zerstört«, so Vatan Akyüz.

Aufgaben ist keine Option

Aber die Nichtverschwender geben nicht auf: Die Foodsaver legten nicht einfach ihre ehrenamtliche Arbeit nieder – stetig wurden weiterhin Lebensmittel von kooperierenden Betrieben abgeholt. Um bei einem möglichst zentralen Standort zu bleiben, wurden die Lebensmittel am Steintor persönlich verteilt. Doch die Ausgabe dort funktionierte schlecht, das Essen wurde nicht wie üblich innerhalb einer Stunde unter die Menschen gebracht; es kamen viel zu wenige Leute. Ob aus Scham oder falscher Bescheidenheit, es kann sich keiner recht erklären, denn als es den Fairteiler noch gab, wurde die Befüllung selten angekündigt, bei der persönlichen Lebensmittelausgabe hingegen gab es rechtzeitige Facebookposts, welche Nahrungsmittel wann und wo abgeholt werden können. Doch ist es wohl etwas anderes, zu jemandem hinzugehen und zu sagen: »Hallo, ich möchte bitte kostenloses Essen«, als sich dieses



einfach und ungesehen aus dem Fairteiler zu nehmen. Die Foodsaver sind verzweifelt und wissen nicht, wohin mit den Mengen an Essen. Zeitgleich bleiben sie auch auf politischer Ebene nicht untätig. Zusammen mit dem Stura ruft die Foodsharing-Gruppe in einer Online-Petition zum Erhalt des Fairteilers auf. Der Studierendenrat hoffte auf insgesamt 500 Unterschriften – die Petition hatte diese aber schon innerhalb des ersten Tages erreicht und kam insgesamt auf 1500 Unterstützer. Die Unterschriften blieben nicht die einzige Hilfe, denn die Aktion hat viel ins Rollen gebracht. Es haben sich neue Befürworter und Partner gefunden, wenn auch nicht unsere eigene Universität.

Nachhaltigkeit und Umweltbewusstsein lassen sich nicht aufhalten

»Es wird neue Fairteiler geben. So oder so«, beharrt Vatan Akyüz und behält Recht: Am 28. April wird ein neuer Lebensmittelschrank auf dem Gelände des Hühnermanhattan das erste Mal bestückt. In der Hordorfer Straße 4 steht nun ein kleiner Schrank, der täglich mit Lebensmitteln befüllt wird. Doch liegt das Grundstück in der Nähe der Berliner Brücke und ist damit nicht annähernd so zentral gelegen wie der Innenhof des Juridicums. So bleibt die Hoffnung auf den Wiederaufbau eines Fairteilers auf dem Universitätsgelände. Der genaue Standort soll dabei egal sein, wichtig bleibt die Erreichbarkeit. Doch sei zu bedenken, dass der Innenhof des Juridicums der beste Standort bleiben wird, nicht nur wegen der zentralen Lage, sondern vor allem wegen des Studierendenrates, der immer die Verantwortung tragen werde, erklärt Lukas Wanke.

Unterdessen hat sich noch ein weiteres Projekt aufgetan, das die Lebensmittelverschwendung zu bekämpfen versucht und sich noch mehr für Nachhaltigkeit einsetzen möchte: »Wir sind Anna und Felix mit dem Projekt »Crummes Eck« (Ceck). Wir wollen die krummen Lebensmittel, die aufgrund ihrer

Form, Farbe oder Herkunft ausgestoßen werden, vor dem Müll bewahren. Dazu gründen wir einen kleinen Laden in Halle, in dem diese Produkte für euch zum Mitnehmen bereitliegen«, heißt es auf ihrer Facebookseite. Das Crowdfunding-Projekt findet Anklang, sammelt Spenden und hofft auf weitere, zahlreiche Unterstützung.

Viele der Studierenden nutzen und unterstützen solche nachhaltigen Projekte, die in die Zukunft schauen, und deshalb wäre es schön, sie würden gleichermaßen von ihrer Uni unterstützt werden. Weder die Foodsharing-Gruppe mit ihren Foodsavern und Mitgliedern noch der Stura oder die Studenten können verstehen, weshalb der Fairteiler auf dem Innenhof des Juridicums zu einem so großen Problem werden konnte, dass es bei der Universitätsleitung zu solch einer Blockade führte und für das kein Lösungsvorschlag angenommen wurde. Alle können helfen, Essen vor dem Müll zu retten und unserer Wegwerfgesellschaft entgegenzutreten: Die Foodsharing-Gruppe freut sich über neue Mitglieder, das Crowdfunding-Projekt Crummes Eck ist dankbar für jeden Unterstützer, und der Studierendenrat nimmt jede Hilfe seitens der Universität an.

*Text und Fotos: Franziska Lachmann
Illustration: Emilia Peters*





Gegrillte Grillen

Ob die noch nach Heuschrecken schmecken? Für alle, die von den immer gleichen drei Fleischsorten gelangweilt sind. Ein Selbstversuch.

Asiatisch essen war doch eigentlich jeder schon einmal, Reismudeln, halbwegs scharfes Curry oder Sushi sind auf deutschen Abendbrotstafeln gewiss keine Seltenheit mehr. Doch obwohl wir uns fröhlich Frühlingsrollen auftauen oder auch mal Tofu anbraten, sind wir doch, zumindest was das Fleisch angeht, der regionalen Tierwelt ziemlich treu geblieben. Dabei vergessen wir zusehens gleich eine gesamte Gruppe

von Organismen, die zwar als exotisch gilt, aber eigentlich auch in unseren Breitengraden beheimatet ist: die Insekten. Denn während die westliche Welt ihr Bestes tut, dem Großteil der Tierchen aus dem Weg zu gehen, stehen sie in vielen Kulturen traditionell auf der Speisekarte.

Und dafür gibt es tatsächlich eine ganze Bandbreite an guten Gründen. Wer einmal den Fleischatlas 2018 von der Heinrich-Böll-Stiftung in der Hand hält, wird einen spannenden Artikel über die zahlreichen Vorteile von Insektenfleisch finden. Zur artgerechten Aufzucht benötigen sie weniger Platz, Futter und Wasser, sie stoßen gerade mal ein Hundertstel CO₂ aus

und enthalten zudem auch noch mehr Eiweiß. Eigentlich gleich mehrere gute Argumente, um einmal die Proteinquelle zu wechseln.

Gekocht genießbar?

Wie es die meisten Menschen tun, die auf etwas neugierig sind, habe ich erst einmal »Insekten essen« gegoogelt. Die Suchmaschine geizte nicht mit Ergebnissen. Mir wurden gleich mehrere Versandseiten vorgeschlagen, die alle möglichen Arten von Hüpfern und Würmern zum Verzehr bereitstellen, Rezepte präsentieren und für horrenden Kosten sogar Kochkurse mit Insekten anbieten.

Auf den Webseiten wird, in Rücksichtnahme auf den zögerlichen westlichen Mitbürger, mit liebevollen minimalistischen und völlig verharmlosenden Illustrationen von niedlichen Grillen der Verzehr von Schädlingen schmackhaft gemacht. Aussagen wie »nach europäischen Standard gezüchtet« oder »knusprig und nicht schleimig« sind omnipräsent, außerdem bunte Grafiken, die noch einmal vor Augen führen, wie viel ökologischer es ist, Insekten anstatt Säugetiere zu verzehren. Nun ja, die Überzeugungsarbeit der Seite hat ihre Wirkung nicht verfehlt. Mit zunehmender Begeisterung und Mut drückte ich auf »In den Warenkorb« und »Versenden«. Ich muss gestehen, eben beschriebene Gefühle haben erst einmal einen kleinen Dämpfer bekommen, als ich dann das Päckchen öffnete. Die getrockneten Würmer und Grillen hatten irgendwie gar nichts mehr mit den hübschen Zeichnungen auf der Website gemein. Da ich aber nicht kneifen wollte, mit meinem Vorhaben bereits herumgeprahlt und Freunde für die Zubereitung ins Boot geholt hatte, gab es aber sowieso kein Zurück mehr.

So machte ich mich daran, Rezepte herauszusuchen. Es wurden Zutaten eingekauft, und plötzlich stand ich schon mit den zwei Freundinnen in der Küche, etwas zögerlich den beiden eingeschweißten Tüten gegenüber. Wir hatten uns insgesamt für drei Rezepte entschieden. Einige der Insekten sollten in einen Falafelteig integriert werden, einige geröstet und zu einem Salat gegeben und die dritte Portion mit Nüssen in Schokolade versenkt werden. Nach etwa einer Dreiviertelstunde sah die Küche katastrophal aus. Verstreute Würmer auf der Küchentheke sind sonst eher kein Zeichen für einen netten Kochabend unter Freunden. Dafür aber stand eine einigermaßen ansehnliche und exotische Mahlzeit auf dem Tisch.

Survival of the fittest

Wir begannen mit der Vorspeise, Avocado-Granatapfel-Salat mit gerösteten Hüpfern. Etwas unschlüssig saßen wir alle vor unseren Tellern, und da ich die ganze Sache angeleiert hatte, nahm ich mutig den ersten Bissen. Auf der Versandseite und in einigen Foren wurde der Geschmack der gerösteten Krabbler meist als nussig beschrieben. Wer jetzt allerdings an geröstete Macadamianüsse oder Cashewkerne denkt, den muss ich wohl enttäuschen. Mein erster Eindruck war eher fettig. Und etwas kratzig. Eine mir bis dahin eher unbekannt Kombination an Attributen, aber es ging ja auch darum, mal etwas Neues zu probieren. In Zusammenspiel mit dem frischen Salat empfand ich die angebratenen Tierchen allerdings als durchaus genießbar. Nur eine leicht muffige Unternote blieb, und ich muss zugeben, dass mir geröstete Pinienkerne vielleicht doch etwas lieber gewesen wären. Der Hauptgang bestand aus den insektengefüllten Falafelbällchen, die wir zusätzlich mit frischem Koriander ergänzt hatten. Auch diese waren auf gewisse Weise recht appetitlich. Die Bällchen waren relativ weich, und die knusprigen Tierchen waren in der Hinsicht eine interessante Ergänzung. Mit dem Tzatziki als Beilage habe ich meinen Teller tatsächlich leer gegessen.



Damit kann ich hier allerdings nicht für die Allgemeinheit sprechen. Meine erste Mitstreiterin kapitulierte bereits nach einigen Bissen mit den Worten: »Die Würmer starren mich aus dem Inneren des Falafels an«. Damit hatte sie tatsächlich auch nicht ganz unrecht, denn da das Auge mitisst, muss auch ich zugeben, dass mir unsere Kreation tatsächlich besser mundete, als ich meinen Blick beim Essen von den Kriechern abwandte.

Süße Tierchen

Die Nachspeise, die Insektenschokolade, hatte ich dann ganz für mich alleine, denn auch die Zweite im Bunde war nach einem kleinen Probierstückchen erst einmal zu Genüge bedient.

Vorsichtig biss ich in ein Stück der Schokolade. Ich muss zugeben, diesem Teil der Mahlzeit stand ich ursprünglich am kritischsten gegenüber, da ich befürchtete, mir Schokolade im Allgemeinen durch unbedachte Kombination mit fragwürdigen Geschmäckern vielleicht zu verderben.

Glücklicherweise trat dieses Worst-case-Szenario nicht ein. Im Gegenteil, eine wahre Gaumenfreude betörte meine Geschmacksknospen. Da in der Zubereitung mit etwas



Butter gestreckt, erhielt die Schokolade eine leicht cremig-karamellige Note, und die etwas salzigen splittrig-knusprigen Insekten und beigefügten Nüsse ließen mich ein bisschen an gebrannte Mandeln oder gepufften Reis mit Schokolade denken.

Trotz der blumigen Umschreibungen der Nachspeise und gierigem Zugreifen meinerseits schaffte ich es nicht, die anderen beiden auch von diesem Teil des Menüs zu überzeugen. Verübeln konnte ich es ihnen allerdings auch nicht, wir hatten bei der Füllung nicht gerade gespart, und der Anblick der teilweise von Schokolade bedeckten Gliederfüßer schien genug Gegenargument zu meinem eben beschriebenen Geschmackserlebnis zu sein.

Nur Mut

Abschließend muss ich sagen, dass sich der kulinarische Abstecher durchaus gelohnt hat. Mir ist zwar aufgefallen, dass ich in den mündlichen Überlieferungen meiner Erfahrung dann doch eher auf die Stichwörter »interessant« oder »etwas gewöhnungsbedürftig« zurückgriff, kategorisch ablehnen würde ich Insekten auf dem Teller aber keinesfalls.

Für die Mutigen unter Euch, die dieses Experiment zuhause wiederholen möchten, hier noch einige Ratschläge:

1. Unterschätzt nicht die Menge. Ich habe etwa 50 Gramm bestellt. Das war für drei Personen auch mehr als ausreichend, vor allem, wenn Ihr vorhabt, die Hüpfers als Beilage zuzubereiten.

2. Das Auge isst mit. Gerade in diesem Fall kann einem das Visuelle schnell mal einen Strich durch die Rechnung machen. Vor allem die Würmer verlieren zwar im regungslosen Zustand einen großen Teil ihrer abstoßenden Wirkung, eine gewisse angewöhnte Skepsis gegenüber den Kriechern ließ sich aber bei mir zumindest trotzdem nicht ganz abstellen.



3. Auch das Tischgespräch kann eine erhebliche Wirkung auf das Geschmackserlebnis haben. Aus eigener Erfahrung kann ich empfehlen, dass sich der Genuss eher steigert, wenn man das Thema »Insekten im Alltag« außen vor lässt und über etwas ganz anderes redet.

Und zu guter Letzt: Auch wenn diese Rezeptidee vielleicht noch am sonderbarsten klingt: Probiert auf jeden Fall die süße Variante der Insekten, diese Köstlichkeit sollte sich kein neugieriger Gourmet entgehen lassen.

Text, Foto, Illustrationen:
Emilia Peters

Lokal global denken: Plastikfreies Jena?

Insbesondere in der Lebensmittelindustrie steht die Umweltfreundlichkeit der Verpackung immer stärker im Fokus. Wie wird das Plastikproblem in Jena gehandhabt?

Im Pazifischen Ozean schwimmt eine Plastik-Insel von der Größe Frankreichs. Ein offizielles Land sind die sogenannten »Trash Isles« noch nicht, doch 2017 starteten Umweltschützer das Projekt, sie als unabhängiges Land von der UN anerkennen zu lassen. Als offizielles Mitglied würden sie von der UN-Umweltsatzung geschützt werden – andere Länder wären also verpflichtet, dort aufzuräumen. Um den öffentlichen Druck zu verstärken, unterzeichnen Menschen in aller Welt, dass sie offiziell Bürger dieses Landes werden wollen. Und tatsächlich ist dieses Projekt gar nicht so unrealistisch. Denn die »Trash Isles« erfüllen bereits die meisten Bedingungen für eine Staatsgründung: die Insel hat ein definiertes Staatsgebiet, eine Regierung und die Möglichkeit, mit anderen Staaten zu kommunizieren. An der permanenten Bevölkerung wird noch gearbeitet. Forschern ist dieser Müllberg bereits seit 20 Jahren bekannt und nun beginnen langsam ernstzunehmende Aktionen – längst überfällig, denn Experten glauben, dass es bis 2050 mehr Plastik in unseren Ozeanen geben wird als Fische.

Gerade Deutschland steht laut Studien des Naturschutzbund Deutschland ganz oben, was die Konsum- und Müllflut betrifft. In kaum einem anderen EU-Staat werfen die Bürger so viel weg wie hierzulande: Über 37 Kilogramm Verpackungsmüll je Bundesbürger landeten 2015 in der Tonne, sechs Kilo mehr als im EU-Durchschnitt. Dabei werden hierzulande knapp 60 Prozent des produzierten Plastiks für Verpackungen verwendet (Stand 2015); seit 1995 hat sich damit der Anteil der Verpackungs-

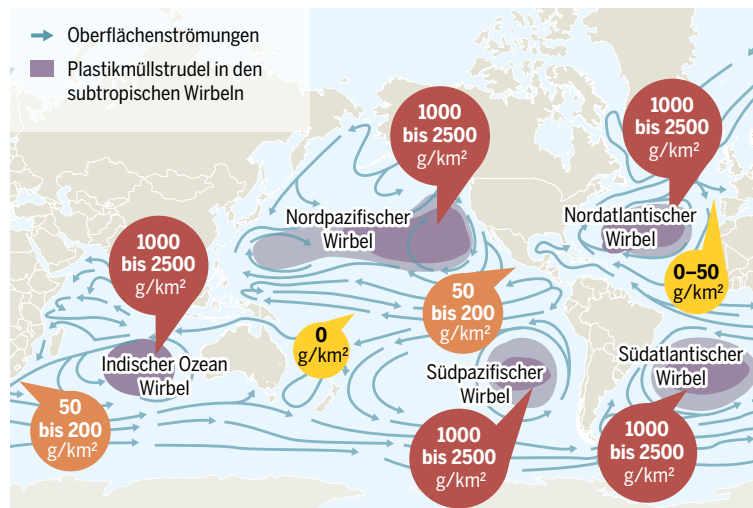
abfälle aus Kunststoff mehr als verdoppelt. Die Gründe hierfür sind die erhöhte Produktion von Plastikflaschen, der Verkauf von vorverpackten Frischwaren im Supermarkt, der neue »To-Go«-Trend und die aufwändigere Gestaltung von Verpackungen. Kunststoff hat Papier und Karton zum Großteil ersetzt. Warum? Weil er billiger zu produzieren ist.

Umdenken per App und Einkauf

Dass die Themen Nachhaltigkeit und Verpackungsreduktion zu wenig präsent sind, finden auch Maxim Hazilov und Kati Fröhlich aus Jena. Während Maxim der Gründer der Sushi Ninjas ist, hat Kati im Sommer 2017 den Laden »Jeninchen – Fröhlich Unverpackt Einkaufen« im Damenviertel eröffnet – einer von etwa 70 neu eröffneten Unverpacktläden in ganz Deutschland. Maxim und Kati möchten nun ebenfalls einen eigenen Beitrag zur Minimierung des Plastikkonsums leisten. Als Lebensmittelhändlerin hält Kati die Kunden dazu an, im Jeninchen einfach ihre eigene Verpackung zu befüllen. Bei Maxims Imbissstand ist das rechtlich nicht möglich – so ersetzt dieser die Plastikverpackung nun durch Pappkartons. Verpackungslos versus Pappersatz – trotz unterschiedlicher Herangehensweisen eint beide Jenaer Geschäftseigentümer ein identisches Ziel: den Kunden ökologische Alternativen zur Plastikverpackung zu bieten und für das Thema Nachhaltigkeit zu sensibilisieren.

Damit sind Kati und Maxim Teil eines verbreiteten Umdenkens, denn insgesamt scheint sich der enorme Plastik-Trend der letzten Jahrzehnte nun zu wandeln. Die Aufmerksamkeit

Auf der Meeresoberfläche ist der Plastikmüll zwar nicht sichtbar, aber dennoch in hoher Konzentration vorhanden.



für mehr Nachhaltigkeit und Unverpackt-Konzepte rückt in den Fokus vieler Konsumenten. Damit einhergehend finden Nachhaltigkeits-Apps langsam Einzug in die App-Stores. Die App »CodeCheck« zeigt beispielsweise an, ob sich in einem Produkt Mikroplastik befindet, »Peta Zwei« ist ein veganer Einkaufsguide und mit der App »toogood-to-go« kann noch gutes Essen von Restaurants abgeholt und vor dem Müll gerettet werden. Letztere gibt es jetzt übrigens auch für Jena. All diese Bewegungen – Müllvermeidung, Recycling, Second-Hand, veganes Essen – greifen Hand in Hand, wenn es um eine ökologisch nachhaltigere Gestaltung der Umwelt geht.

Diese Trends gehen im studentischen Jena stark mit dem kritischen Hinterfragen der Plastikverpackung in

der akademischen Kultur einher. Studien belegen, dass der Bildungsgrad positiv mit der Bekanntheit des Nachhaltigkeitsbegriffs korreliert, dasselbe gilt laut taz für die stärkere Ausrichtung des eigenen Lebensstils und Konsumverhaltens an Umweltbewusstsein und Ökologie. Ob aus diesem Grund oder doch durch die hohe Akademikerquote in Jena: Studenten machen einen Großteil des Klientels von Jeninchen und Sushi Ninjas aus. Bis auf ihre Internetpräsenz und wenige auf Altpapier gestempelte Flyer macht Kati kaum Werbung für Jeninchen. Muss sie auch nicht. »Mundpropaganda ist hier in Jena die beste Werbung und sorgt für reichlich Kundschaft«, erklärt uns die 43-Jährige. Mittlerweile hat der Loseladen bereits eine solide Basis an Stammkunden, die ihren Wocheneinkauf gerne verpackungsfrei erledigen.

Auch Maxim hat bislang nur positive Rückmeldungen bekommen. »Das Feedback der Kunden zu den neuen Verpackungen war extrem positiv. Niemand scheute die Mehrkosten von 10 Cent für eine umweltfreundlichere Verpackung und es gab viel Lob für die Maßnahme«, bemerkt er erleichtert und erfreut. Nahezu zeitgleich mit Sushi Ninjas hat der bekannte Imbiss Fritz Mitte der Plastikverpackung den Kampf angesagt

In Katis Loseladen Jeninchen bringen Kunden ihre eigenen Dosen mit und befüllen diese mit Lebensmitteln.



und ebenfalls auf recyclebare Pappverpackungen umgestellt.

Vermeiden statt verbessern

Doch Alternativen zu Kunststoffverpackungen sind genauso sorgsam abzuwägen. Pappkartons sind zwar ökologisch vorteilhaft, doch aus dem gedruckten Altpapier können gesundheitsgefährdende Mineralöle in die Lebensmittel übergehen. Frischer Zellstoff dagegen ist ökologisch problematisch, zudem haben Chemiker auch hier in verpackten Lebensmitteln Mineralöle nachgewiesen. Auch Biokunststoff stellt noch keine Lösung dar, da der dazu nötige Maisanbau sehr energieintensiv ist und die Umwelt durch hohe Düngermengen belastet. Supermärkte wie Aldi oder Lidl testen jedoch schon neue Verpackungsalternativen wie Graspapier, Zuckerrohrschalen und Lasercodes direkt auf dem Obst und Gemüse. Dennoch empfiehlt die Verbraucherzentrale, so weit wie möglich unverpackte Lebensmittel zu kaufen.

Auf Bundesebene wird trotzdem eher auf Verpackungsverbesserung statt -vermeidung geachtet. Gemäß der »Nationalen Nachhaltigkeitsstrategie« von Anfang 2017 soll sich die Plastikproduktion zukünftig weg von fossilen Rohstoffen wie Erdöl entwickeln und stattdessen stärker mit nachwachsenden Rohstoffen oder Kohlendioxid gearbeitet werden. Zudem soll Kunststoff möglichst langlebig gestaltet und recyclebar sein. Inzwischen werden in Deutschland bereits 99 Prozent der Verpackungsabfälle aus Kunststoff energetisch oder stofflich wiederverwertet, eine weltweite Vorzeiquote. Die Ziele zur Plastikvermeidung sind dagegen wenig konkret: Unter den Punkten »Nachhaltiger Konsum und Produktion« und »Maßnahmen zum Klimaschutz« will die Bundesregierung vor allem die Informationsangebote für Verbraucher, Unternehmen und Verbände ausbauen – auch im Onlinehandel. Das Bildungsprogramm an Schulen soll mit Wissen zur Nachhaltigkeit ergänzt und das Umweltsiegel »Blauer Engel« durch weitere Produkte im Portfolio ausgebaut werden.

Konkreter sind hingegen die Bestimmungen in Frankreich. 2016 wurden bereits kostenlose Plastiktüten aus den Geschäften verbannt – und mit dem Energiewende-Gesetz »Energy Transition for Green Growth« soll nun auch Plastikgeschirr bis 2020 verboten oder durch biologisch abbaubare Alternativen ersetzt werden. Europa sieht dem mit zwei Gesichtern entgegen: Einerseits folgen Länder wie Deutschland dem vorbildhaften Beispiel, andererseits hagelt es harsche Kritik – gerade bei europaweiten Verpackungsverbänden wie »Pack2go«.

Verpackungsfrei auf lokaler Ebene

Auch die Stadt Jena hat längst Ziele im Rahmen einer Nachhaltigkeitsstrategie definiert. Die von der UN verabschiedete 2030-Agenda für nachhaltige Entwicklung mit 17 allgemeinen Zielen wurde von Jena unterzeichnet. Ein Praxisbeispiel liefert bereits heute die darin verankerte Förderung nachhaltiger Landwirtschaft: Seit 2014 unterstützt die Stadtverwaltung das Projekt »Essbare Stadt«, bei dem auf kommunalen Flächen Lebensmittel angebaut werden, die von jedermann geerntet werden dürfen. Die Urban-Gardening-Initiative findet seither starken Zuspruch unter den Anwohnern und betreibt heute mehrere öffentliche Beete in Jena. Seit Winter 2017 hat außerdem das Studierendenwerk Thüringen eine Initiative zur Verpackungsreduktion gestartet und bietet nun für 5 Euro wiederverwendbare Becher aus Bambus – sogenannte »TreeCups« – als Alternative zu Einwegkaffeebechern an.

Einem nachhaltigen Getränkekonsum soll auch durch das Umweltprojekt »Refill Deutschland« der Weg geebnet werden. Hierbei deklarieren sich Geschäfte durch einen Aufkleber an der Tür als Nachfüllstation für leere Wasserflaschen und motivieren so Menschen zur Wiederbefüllung statt zum Kauf von Plastikflaschen. Ein solcher Refill-Türsticker ist unter anderem beim Unicafé, dem Copyshop Unikate und Jeninchen zu finden.

Diese Möglichkeiten, den Plastikgebrauch im Rahmen des alltäglichen Konsums gezielt zu umgehen oder zu vermindern, hängen aber vom Konsumverhalten des Kunden ab. Wie in Jena reagieren Geschäftsinhaber durchaus auf die Anregungen und Wünsche ihrer Kunden. Der einzelne Beitrag kann schon viel leisten.

Text: Jacqueline Isabelle Hadasch, Lea Deubner

*Grafik: Meeresatlas 2017, S. 18 (CC BY 4.0),
www.boell.de/meeresatlas*

Foto: Redaktion Unique (CC BY-NC-ND 3.0)

- Dieser Artikel erschien zunächst in Heft 82 (Mai 2018) der »unique – interkulturelles Studentenmagazin für Jena, Weimar und Erfurt«.



Honigbiene auf Brombeerblüte

SOS – Helft den Bienen!

Sie sind klein, sie summen, und sie produzieren das flüssige Gold. Schon unsere Vorfahren haben sich die Bienen zu Nutze gemacht und den Honig in luftiger Höhe aus Felsspalten geerntet. Unser gemeinsamer Weg ist lang. Doch nun scheint er in Gefahr zu sein, denn die Bienen werden zunehmend weniger. Woran liegt das, und wie können wir helfen?

Es ist kein Geheimnis, dass die Zahl der Insekten in Deutschland in den letzten Jahrzehnten rapide gesunken ist. Der Entomologische Verein Krefeld hat in einer Langzeitstudie nachgewiesen, dass innerhalb von 27 Jahren über 75 Prozent der Fluginsekten verlorengegangen sind. Insbesondere über das Bienensterben und die damit verbundenen Konsequenzen für uns Menschen gab es in den vergangenen Jahren vermehrt Meldungen. Immerhin sind 80 Prozent unserer heimischen Pflanzenarten auf die Bestäubung durch Insekten angewiesen, und gerade die Bienen spielen dabei eine große Rolle. Es gibt jedoch nicht die eine Biene. In erster Linie muss zwischen den Honigbienen, welche von Imkern und Imkerinnen gehalten werden, und den Wildbienen unterschieden werden. Tatsächlich sind es die Wildbienen, von denen etwa die

Hälfte der rund 550 in Deutschland lebenden Arten auf der Roten Liste der bedrohten Tierarten steht. Der Bienenexperte Professor Dr. Robert Paxton von der MLU spricht von einem Artenverlust um die 15 Prozent in den letzten 25 Jahren allein in Sachsen-Anhalt.

Warum sind die Bienen gefährdet?

Für die Honigbienen stellt vor allem die Varroa-Milbe ein großes Problem dar. Sie ist ein Brutparasit, der aus Asien eingeschleppt wurde. Der Schädling überträgt unterschiedliche Viren auf die Bienen und verursacht dadurch eine Schwächung des gesamten Bienenstocks.

Eine weitere Gefahrenquelle sehen Forscher und Forscherinnen im Einsatz von Pflanzenschutzmitteln. Jedoch sind es vor allem Hummeln und andere Wildbienenarten, die stark durch Pestizide beeinträchtigt werden. Honigbienen sind in diesem Fall weniger betroffen. Ein Problem, das sowohl Honigbienen als auch Wildbienen betrifft, ist das sich verkleinernde Nahrungsangebot. Durch die Unterversorgung erhöht sich die Anfälligkeit für Krankheiten, und im schlimmsten Fall wird dann das Brüten komplett eingestellt. Hier sieht Professor Dr. Paxton die Landwirtschaft in der Pflicht: »Es muss

ökologischer gedacht und wieder darauf geachtet werden, dass Blumenstreifen an den Feldrändern gelassen werden.« Allgemein sei ein flächendeckender Ökolandbau zu bevorzugen. Ein Experiment mit Wildpflanzen habe gezeigt, dass die Lebensbedingungen für Bienen in der Stadt mittlerweile besser als auf dem Land zu sein scheinen. Bei dem Experiment wurden die Pflanzen für jeweils fünf Tage an verschiedenen Orten innerhalb und außerhalb von Halle belassen. Das Ergebnis zeigte, dass außerhalb von Halle nur 20 Prozent der Pflanzen bestäubt wurden – innerhalb Halles waren es 80 Prozent.

Hummeln sind die wohl bekanntesten Wildbienen und gehören, neben ein paar anderen Arten, zu den staatenbildenden Bienen, der Rest lebt solitär. Inga Wulf schreibt in ihrem Buch »Rettet die Bienen«, dass drei wichtige Bedingungen erfüllt werden müssen, damit die Bienen ihre Art erhalten können: Sie alle benötigen als Lebensgrundlage Nahrung, einen Nistplatz und Baumaterial für das Nest. Diese Voraussetzungen müssen möglichst an einem Ort zu finden sein oder sollten wenigstens nah beieinanderliegen. Vor allem spezialisierte Arten, die nur bestimmte Pflanzen als Nahrungsgrundlage nutzen oder besondere Bedingungen an ihren Nistplatz stellen, haben es zunehmend schwerer, einen geeigneten Lebensraum zu finden. Insbesondere für im Boden nistende Wildbienen stellen versiegelte Flächen und eine ständige Bearbeitung der Böden ein großes Problem dar. Da solitär lebende Arten ihre Brut allein versorgen, brauchen sie nah gelegene Futterquellen. Je weiter diese vom Nest entfernt sind, desto länger dauert es, bis eine Brutzelle mit Nahrung versorgt ist und verschlossen werden kann. Das daraus resultierende erhöhte Risiko für einen Parasitenbefall stellt dabei besonders für Wildbienen mit wenig Nachkommen ein Problem dar.



Von oben nach unten: Blattschneiderbiene, Hummel und Langhornbiene

Wie können wir helfen?

Ein erster Schritt ist die Kontrolle des eigenen Konsumverhaltens: Wo kommen die gekauften Lebensmittel her, und unter welchen Bedingungen sind sie gewachsen oder wurden sie hergestellt? Lebensmittel, die regional produziert und saisonal angeboten werden, sollten bevorzugt eingekauft werden. Dadurch werden nicht nur die örtlichen Landwirte unterstützt, sondern auch eine ökologische Landwirtschaft gefördert. Es ist nicht ratsam, alles zu kaufen, was den Aufdruck »Bio« trägt. Auch hier sollte man genau hinschauen, wo die Produkte herkommen und woher die verwendeten Rohstoffe stammen. Das Thema Bio-Produkte sieht die Bienenhalterin Bianca Richter gespalten: »Wichtig ist, dass eine ökologisch nachhaltige Landwirtschaft eine bäuerliche Landwirtschaft mit kleinteiligen Strukturen ist.« Die Äpfel als ganze Stiege im Hofladen kaufen, das sei die Devise. Und wenn man »Bio« kauft, dann lieber in Kleinbioläden und nicht in den Bio-Supermärkten. Auch auf dem Bio-abendmarkt lohnt es sich, nach regionalen VerkäuferInnen zu suchen. Er findet von Februar bis November immer am ersten Donnerstag im Monat auf dem Hallmarkt statt. Wenn es doch auch mal Fleisch sein soll, ist die Biofleischerei in der Georgstraße einen Versuch wert. Eine weitere Möglichkeit wäre ein Bio-kisten-Abo, bei dem wöchentlich regionale und saisonale Produkte nach Hause geliefert werden.

Auch der eigene Garten oder der Balkon bieten Möglichkeiten, um den Bienen und anderen Insekten zu helfen. Bianca Richter möchte, dass die Menschen von den »ordentlichen« Zierpflanzengärten wegkommen und wieder mehr »Wildnis« auf Grünflächen und im Garten tolerieren. »Auf jeden Fall die Brennnesseln im Garten stehen lassen und Wildkräuter auch mal zulassen.« So seien Steinklee, Wiesen-Storchschnabel, Margerite und Ochsenzunge beliebte Nahrungsquellen. Für den Balkon bieten sich vor allem Kräuter wie Lavendel, Salbei und Thymian an. ObstliebhaberInnen machen



auch den Bienen eine große Freude, wenn sie Obstbäume und -sträucher im Garten oder im Kleinform auf dem Balkon anpflanzen. Besonders Himbeere, Brombeere, Apfel und Kirsche bieten ein üppiges Angebot an Pollen und Nektar. Auch andere Bäume wie die Linde und die Robinie werden gerne angefliegen. Rankpflanzen wie die Waldrebe und der Efeu liefern bis in den September und Oktober hinein reichlich Nahrung. Weitere Pflanzenvorschläge für einen Bienengerechten Garten bietet die Internetseite die-honigmacher.de. »Man muss aber auch in großen Dimensionen für die ganze Stadt denken und dem Grünflächenamt immer mal wieder auf die Füße treten, dass der Park nicht komplett gemäht wird«, sagt Bianca Richter. Auch könne es nicht schaden, wenn neue Freiflächen in der Stadt nicht nur mit Rasen, sondern auch mit Obststräuchern bepflanzt werden.

Wer dann doch selbst BienenhalterIn werden möchte, findet im Internet mit Seiten wie bienenkiste.de oder bienenbox.de eine erste Anlaufstelle. Allerdings sollte es dabei nicht bleiben: »Was mir fehlt, ist die langjährige Erfahrung der Altimker«, so Bianca Richter. Den Aspekt des ungeteilten Brutraumes findet sie am Format der Bienenkistenhaltung nicht schlecht. Es werden keine künstlichen Trennwände eingesetzt und somit eine natürliche Brutpflege ermöglicht. Das große Problem dieser Haltungsform sieht sie jedoch in der nicht gut kontrollierbaren Schwarmkontrolle. Wenn der Platz im Nest für das Volk zu klein wird, teilt sich der Staat. Obwohl dieser Vorgang die natürliche Vermehrung der Bienen ist, stellt er gerade in engbesiedelten Räumen ein Problem dar. Wenn der neue Schwarm nicht eingefangen wird, kann es passieren, dass er in Schornsteine, Dachböden oder andere Zwischenräume einzieht, wo Bienen nicht nisten sollen. Sie müssen dann unter großem Aufwand gerettet oder auch vernichtet werden. »Und das ist doch nicht Sinn und Zweck der Sache«, meint Bianca Richter. Sie empfiehlt in der Praxis, zusammen mit AltimkerInnen zu lernen. Dabei wird dem Imker oder der Imkerin erst einmal über die Schulter geschaut. Das hilft dabei, selbst

einzuschätzen, ob die Bienenhaltung das Richtige für einen ist. Immerhin kann ein Honigbienenschwarm aus bis zu mehreren 10 000 Tieren bestehen. Der eine oder andere Stich lässt sich dabei nicht verhindern. Diese und andere Erfahrungen können aber nur in der Praxis gesammelt werden. Aus diesem Grund bietet Bianca Richter immer im Frühjahr und im Herbst einen Kurs für Anfänger an. Begonnen wird mit dem Herbstkurs, dadurch besteht die Möglichkeit, sich über die Winterzeit einen Imkerpaten oder eine Imkerpatin zu suchen und sich theoretisches Wissen anzueignen. Danach wird der Pate oder die Patin für eine Saison begleitet. Sich selbst Zeit zum Lernen lassen, das ist wichtig. Wie vor jeder anderen Tieranschaffung ist es notwendig, sich seiner Verantwortung bewusst zu sein: »Ein Tier hat seine eigenen Bedürfnisse, und ich muss mich darum kümmern«, so Richter.

Für Wildbienen sind Insektenhotels eine große Hilfe. Hier finden sie gute Bedingungen, um ihre Larven aufzuziehen. Beim Bau müssen aber einige Dinge beachtet werden, sonst nützen diese Nisthilfen den Tieren nicht und können ihnen sogar schaden. Die richtige Bauweise sowie die Verwendung



geeigneter Materialien sind die Grundvoraussetzungen. Der NABU hat dazu einige Tipps zusammengefasst: Es sollten keine Glasröhren verwendet werden; bei Holz ist es wichtig, dass dieses bereits abgelagert und nicht frisch ist. Niströhren dürfen nicht zu kurz sein, da sonst die Eiablage gestört werden kann. Auch der Standort des fertigen Insektenhotels ist wichtig. Ein sonniger, aber gleichzeitig regen- und windgeschützter Ort ist ideal. Die Nisthilfe muss fest angebracht werden und sollte etwas erhöht sein, damit die Tiere eine freie Flugbahn haben. Der Standort darf nach dem Anbringen nicht mehr gewechselt werden, da die Larvenentwicklung bis zu einem Jahr dauern kann und nicht gestört werden darf. Eine Bauanleitung und anderes Wissenswertes zum Thema bietet beispielsweise der NABU auf seiner Internetseite unter der Rubrik »Tiere & Pflanzen«.

Alle sind gefragt

Die Natur und ihre Lebewesen werden von jedem Menschen auf die eine oder andere Art und Weise beeinflusst. Wie dieser Einfluss aussieht, liegt in unseren eigenen Händen. Man muss nicht ImkerIn werden oder Insektenhotels bauen. Oft reicht es schon, wenn man sich seiner selbst mehr bewusst wird und die eigenen Handlungen aus einem anderen Blickwinkel betrachtet. Schon allein das eigene Kaufverhalten zu ändern und Lebensmittel vermehrt von regionalen AnbieterInnen zu erwerben, leistet einen vielleicht kleinen, aber wichtigen Beitrag zur Erhaltung unserer heimischen Tier- und Pflanzenwelt.

Letztlich ist es der Mensch, der darüber entscheidet, ob der gemeinsame Weg mit den Bienen irgendwann endet oder weitergeht.

Text und Fotos: Anne Ost

- <http://bienenkulturgarten.de/was/> (Seite von Bianca Richter)
- <https://www.die-honigmacher.de/kurs2/empfehlung.html> (mehr zu Pflanzen für den Garten)



Hufeisensee

Peißnitz kann jeder

Wir alle kennen es: 30 Grad im Schatten, man kommt verschwitzt aus der Uni, und die Freunde fragen, was man heute machen will. Grillen auf der Ziegelwiese scheint, gemessen an den Menschenmassen, die dort bei Sonnenschein vorzufinden sind, die häufigste Antwort zu sein. Doch gibt es durchaus noch andere Plätze, die entweder unbekannt sind oder von den hitzegeplagten Studierenden unterschätzt werden. Hier eine Auswahl.

Schon direkt im Stadtgebiet kann man so einiges entdecken: Möchte man zum Beispiel einmal von einer anderen Perspektive das Gedränge unten am Saaleufer beobachten, eignet sich der Heine-Park über den steilen Felswänden. Dort kann man auf der großen Wiese zwischen alten Bäumen Frisbee spielen, Yoga üben oder von den terrassenartigen Aussparungen die Aussicht genießen. Mit der Straßenbahnhaltestelle Volkspark gibt es sogar eine gute Verkehrsanbindung. Wer mehr Lust auf Spaziergänge hat, kann hinter der Burg Giebichenstein die Treppen der Klausberge erklimmen, deren rötliches Rhyolith-Gestein eine interessante Felsenlandschaft am Flussufer bildet. Gegenüber liegt außerdem der Ochsenberg, von dem aus man nahezu die gesamte Stadt überblicken und wunderbar zu zweit der Sonne beim Untergehen zusehen kann, denn hier ist es,

abseits der Innenstadt, oft herrlich ruhig. Ebenso trifft man in der Dölauer Heide nur selten auf andere Studierende. Dabei ist es in dem dichten, schattenspendenden Mischwald gerade im Sommer angenehm kühl. Sowohl zu Fuß als auch mit dem Rad ist sie einen Abstecher wert, denn es gibt viele befestigte, aber auch verschlungene Wege, und das Gelände ist sehr weitläufig. Mittendrin steht der Kolkturnberg, der nach dem auf ihm errichteten Kolkturner benannt ist. Von der Aussichtsplattform auf Höhe der Baumwipfel kann man nicht nur die Stadt, sondern auch fast das ganze Waldgebiet und das Umland überblicken. Dort lässt es sich zudem hervorragend picknicken. Vom Uniklinikum oder dem Heidecampus aus ist man in wenigen Minuten am Rand der Heide angekommen. Nun aber zu den zwei großen Seen in Halle, denn wenn es wirklich heiß ist, hilft oft nur noch eine Erfrischung im Wasser.

Hufeisensee – Wasserski gefällig?

Der Hufeisensee am östlichen Stadtrand ist Halles größter und vermutlich auch bekanntester See. Tatsächlich ist er jedoch nicht offiziell für den Badebetrieb freigegeben (im Wasser sind Giftstoffkonzentrationen gemessen worden, welche die sehr strengen Trinkwasser-Grenzwerte überschreiten). Das hält allerdings kaum jemanden davon ab, dort schwimmen

zu gehen. Der ehemalige Tagebau wird heute, abgesehen vom westlichen Teil, von vielen Bäumen umringt, und entlang des Ufers hat sich ein dichter Schilfgürtel gebildet, der gelegentlich von kleinen Einstiegsstellen unterbrochen wird. So gibt es weniger zusammenhängende Strände als vielmehr abgeschottete Lichtungen, auf denen die Badegäste liegen. Im Wasser muss man jedoch bisweilen vorsichtig sein, da an manchen Stellen im flachen Bereich Metallstangen und -bleche im Grund stecken. Daher sollte beim Betreten zuerst vorsichtig geschaut werden, ob Verletzungsgefahr besteht.

Wer deshalb lieber nicht das kühle Nass aufsucht, kann hier trotzdem wunderbar entspannen, grillen oder selbst in der Sonne brutzeln. Vorausgesetzt, man findet noch eine freie Stelle, denn die sind begehrt, und bei gutem Wetter wird es schnell voll. Dann gilt: Der frühe Vogel fängt ... man kennt ja diesen bei Studierenden beliebten Spruch. Wenn man nach Action sucht und bereit ist, mit voller Wucht ins Wasser zu klatschen, kann man das Angebot vom WSC Hufeisensee Halle e.V. nutzen und Wasserski ausprobieren. Mit der Tram

fährt man bis zur Alfred-Schneider-Straße und geht dann etwa 500 Meter bis zum Ufer. Da man jedoch wahrscheinlich nicht sofort einen Platz findet, sollten noch einmal etwa 15 Minuten eingeplant werden – je nachdem, wie kontaktfreudig man ist.

Heidesee – Natur (fast) pur

Auf der anderen Seite der Stadt, am Rand der eingangs erwähnten Heide und definitiv ein weiterer Grund, ihr einen Besuch abzustatten, liegt der kleinere Heidesee, mit dem – man kann es sich vielleicht schon denken – Heidebad. Wem es am Hufeisensee zu unsicher ist, der kann hier seinem Vergnügen nachgehen, Baden ist offiziell erlaubt. Wenn man bereit ist, eine Gebühr von 3 Euro (für Studierende) zu bezahlen, erhält man Eintritt zu dem künstlich angelegten Sandstrand. An anderen Stellen des Sees ist Baden auch ohne Entrichtung einer Gebühr möglich, dort ist es dann auch etwas ruhiger, und zwischen Bäumen und Schilf findet sich etwas mehr Schatten als auf dem großen Strand; es kann trotzdem schwierig werden, einen Platz für sich alleine zu bekommen. Das Gewässer ist im nördlichen Zipfel, abgesehen von ein paar Holzstegen, weitestgehend naturbelassen, und zwischen den Seerosen schlängelt sich gelegentlich eine Ringelnatter hindurch. Die nächstgelegene Straßenbahnhaltstelle ist die Soltauer Straße, von der es dann noch ein paar hundert Meter zu Fuß weiter geht. Es gibt allerdings auch schöne Radwege, und der S-Bahnhof Halle-Nietleben ist in wenigen Minuten erreichbar. Möchte man sich noch etwas auspowern, bevor man ins Wasser hüpfet, kann man auch im direkt angrenzenden Kletterwald sein Können oder Nichtkönnen unter Beweis stellen.

Heidesee





Süßer See

Süßer See – hier wächst was Süßes auf den Bäumen

Lebt man schon länger in Halle und kennt vielleicht schon alles zuvor Genannte, dann heißt es eben ab aufs Rad und los. Der Süße See liegt knapp 20 Kilometer westlich von Halle im Seegebiet Mansfelder Land. Er ist etwa dreimal so groß wie der Hufeisensee. Die direkt am Wasser gelegene Gemeinde Seeburg, mit dem oberhalb liegenden Renaissanceschloss und einer recht langen Uferpromenade zu Füßen des Galgenbergs, ist wunderbar idyllisch. Es gibt mehrere Restaurants, mitunter übers Wasser gebaut, einen Imbiss, einige Eiscafés und einen Zeltplatz, sollte man zum Beispiel übers Wochenende bleiben wollen. Ein großer Strand ist zwar nicht vorhanden, dafür aber mehrere Wiesen mit Kies etwas außerhalb des Ortes. Boote kann man sich hier auch ausleihen, was sich bei dem großen See lohnt. Der nächste Bahnhof liegt im einige Kilometer entfernten Röblingen am See, jedoch gilt das Semesterticket nur bis Teutschenthal. Sowie so deutlich empfehlenswerter ist eine Radtour,

beginnend durch die Heide, vorbei an den Muschelkalkhängen der Nietleber-Bennstedter Mulde und durch das Salzatal, in dem der kleine sogenannte Salzige See liegt, ein sehr schönes Naturreservat. Der Name kommt von dem Salzabbau, der in der Region zum Teil immer noch betrieben wird. Ob die Namensgebung auch auf den Geschmack des Seewassers der beiden Seen zurückzuführen ist, muss man, sollte es einen interessieren, selbst ausprobieren. Der Weg zum Süßen See folgt ab da der Salza, einem kleinen Fluss, und ist zwischen Langenbogen und Rollsdorf von beeindruckenden Weinhängen gesäumt; man fühlt sich ein bisschen wie in Italien. Viele Winzer bieten ihren Wein übrigens in eigenen, kleinen Weinstuben an, es lohnt also wirklich, den Weg auf sich zu nehmen. Darüber hinaus wird auch viel anderes Obst, wie Äpfel und Kirschen, welche unter anderem in Halle zum Verkauf angeboten werden, in der Region angebaut.

Leipziger Neuseenland – lange Sandstrände

Das Leipziger Neuseenland besteht aus einem guten Dutzend, verglichen mit den haleschen Bademöglichkeiten, großen Seen in und um Leipzig, welche durch die Flutung ehemaliger Tagebaurestlöcher entstanden. Um den Tourismus in der Region zu stärken, wird viel Geld in die Förderung der Infrastruktur gesteckt, wodurch die meisten dieser Seen gut zu erreichen sind und über ein ausgedehntes Netz aus Fahrradwegen verfügen. In fast allen ist das Baden erlaubt, und vielerorts gibt es ein breites Angebot an Freizeitaktivitäten und Gastronomie. Die bekanntesten Seen dürften der Cospudener und der Markkleeberger See sein, welche wohl auch am besten

erschlossen und erreichbar sind. Ersterer hat einen Hafen mit Seeterrasse und viele verschiedene Bademöglichkeiten, sowohl mit Stränden als auch eher versteckten Plätzen. Außerdem liegt der Freizeitpark Belantis in unmittelbarer Nähe. Der Markkleeberger See bietet einen einzigartigen Kanupark, auf dessen künstlichen Stromschnellen beispielsweise Wildwasser-Rafting in Gruppen betrieben werden kann. Zudem gibt es auch hier einen Kletterpark. Um zu den Seen zu kommen, fährt man mit der S-Bahn von Halle aus und ohne umzusteigen entweder bis Markkleeberg-Großstädteln (S5X hält hier für gewöhnlich nicht!) oder Markkleeberg und ab da dann jeweils mit Tram, Bus oder Fahrrad weiter.

Ein anderer See des Leipziger Neuseenlands ist der erst seit einigen Jahren erschlossene Schladitzer See, benannt nach der dem Braunkohle-Abbau zum Opfer gefallenen Gemeinde Schladitz. Man erreicht ihn, wenn man mit der S5 oder S5X bis Leipzig Messe fährt und dann in die S2 Richtung Delitzsch (Gleis 2) umsteigt. Nach dem Ausstieg in Rackwitz wird dann noch drei Kilometer mit

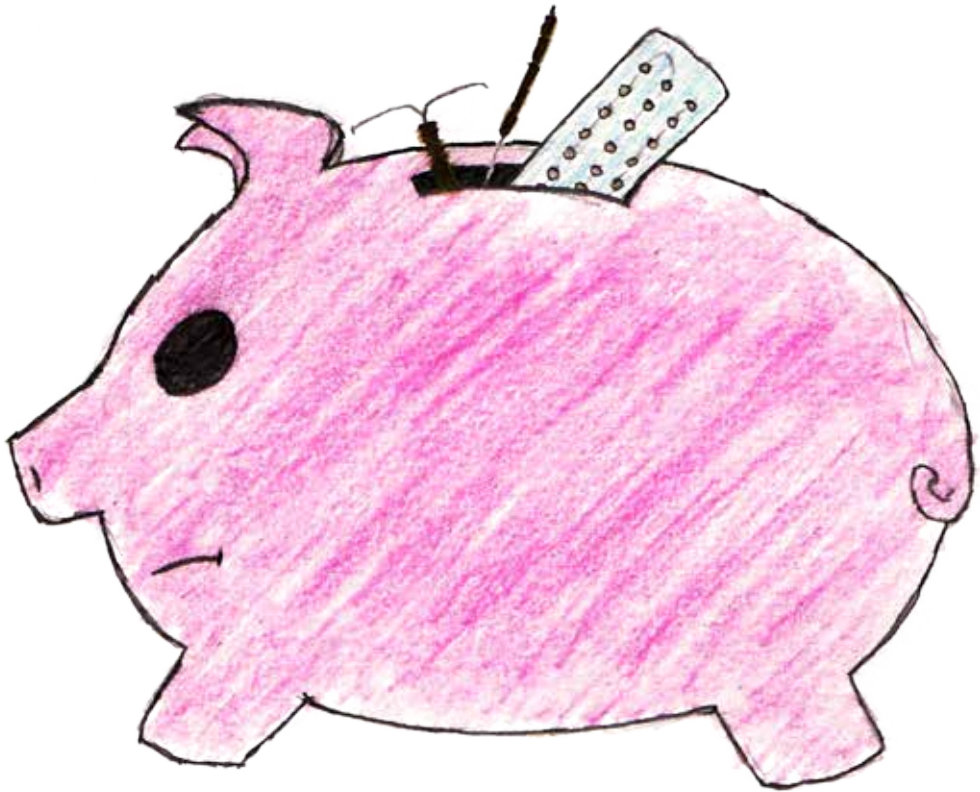
dem Rad gefahren. Im Ort gibt es übrigens eine preiswerte Eisdiele, wo man auch extra tiefgefrorenes Softeis zum Mitnehmen erhält. Am See ist das Eis dann nämlich, wie üblich, teurer. Angekommen, gibt es eine Bucht mit großem Sandstrand (in der Hochsaison wird hier eine Gebühr erhoben), einen Wasserparcours, einen großen Beachvolleyballplatz mit feinem Sand, mehrere große Grillstellen und einen Zeltplatz. Das Wassersport-Angebot ist breit gefächert, man kann windsurfen, mit SUP (große Surfbretter zum Paddeln im Stehen) oder Kajaks paddeln und segeln. Auch ein Standort zum Tauchen wurde eingerichtet. Das Restaurant Levante bietet Seeblick, die Preise sind dementsprechend hoch. Softeis und Snacks gibt es hier ebenfalls. Dazu kommt eine Strandbar mit allerlei Kaltgetränken. Neben dem Strand gibt es an den anderen Seiten des Sees noch zwei weitere Badestellen, auch mit Sand, aber kostenlos. Baden am nur spärlich mit Schilf bewachsenen Ufer ist ansonsten überall möglich. Ein asphaltierter Radrundweg mit Anbindung zu weiteren Seen ist auch vorhanden. Insgesamt ist hier noch weniger los als an den Seen im Stadtgebiet Leipzigs, der Andrang wird allerdings von Jahr zu Jahr größer. Da auf einigen Seen mitunter reger Betrieb herrscht, sollte man immer die Augen offen halten und beim Schwimmen dem Wassersportbereich nicht zu nahe kommen.

Halle und seine Umgebung bieten sehr viel mehr, als der erste Blick es vermuten lässt. Auch wenn man bis jetzt nur auf die Peißnitz mitgeschleppt wurde, ist sie längst nicht alles. Grillen kann man auch woanders. Ein paar Monate bleibt es noch warm, also auf geht's, und vielleicht finden sich sogar noch ganz neue Ecken.

Text und Fotos: Bastian Raabe

Schladitzer See





Das Menschenrecht auf Verhütung

Verhütung kostet Geld. Doch was, wenn die finanziellen Mittel gerade nicht ausreichen, um Pille, Spirale und Co. selbst zu bezahlen? Dem Problem will Pro Familia entgegenwirken und hat für sieben Städte bundesweit ein Modellprojekt entwickelt, um längerfristig allen Frauen den Zugang zu Verhütungsmitteln zu ermöglichen. Halle ist auch mit dabei.

Pille (sechs Monate): je nach Präparat zwischen 23,45 und 77,75 Euro.

Verhütungsring (drei Monate): ca. 48 Euro.

Hormonspirale (fünf Jahre): je nach Hersteller und Packungsgröße zwischen 138,08 und 191,96 Euro plus 300 bis 400 Euro fürs Einsetzen.

Kupferkette (fünf Jahre): 129 Euro plus 300 bis 350 Euro fürs Einsetzen plus bis zu 40 Euro jährlich für die Ultraschallkontrolle.

Das sind nur einige wenige der Empfängnisverhütungsmittel samt ihrer Kosten, die der Medizinische Arbeitskreis Pro Familia NRW auflistet. Hieraus

geht bereits hervor: Verhütung kann eine ganz schön teure Angelegenheit werden. Spätestens ab Vollendung des 20. Lebensjahres müssen Frauen (und so gegebenenfalls auch Partner, die sich an den Kosten beteiligen) die vollen Kosten für ihre Verhütung übernehmen.

Bis 2004 konnten Frauen mit geringem Einkommen das Geld für Verhütung vom Sozialamt rückerstattet bekommen. Seit der Einführung von Hartz IV gehört das der Vergangenheit an: »Im Moment sind es ungefähr siebzehn, achtzehn Euro für Gesundheitsfürsorge im Monat, was Frauen und Männer zur Verfügung haben«, sagt Franziska Rehwald, Diplompädagogin und Mitarbeiterin bei Pro Familia Halle. »Und davon müssen sie ja alles abdecken, also auch Erkältungen und sonstige Sachen. Man kriegt keine Pille für dieses Geld, erst recht keine Spirale. Wie lange man da sparen müsste – das ist einfach unverhältnismäßig.«

Geldknappheit kann sich auf das Verhütungsverhalten auswirken. So spielen bei der Auswahl der Methode irgendwann die Kosten eine größere Rolle als Sicherheit oder individuelle Verträglichkeit. »Das sind ja wirklich lebensverändernde Folgen«, gibt Rehwald zu bedenken. »Wenn da was nicht klappt, steht man vor einer sehr schwierigen Entscheidung.«

Kostenübernahme bei Verhütung – auf Probe

Für Pro Familia, die größte nichtstaatliche Organisation für Sexual-, Schwangerschafts- und Partnerschaftsberatung in Deutschland, ist das Recht auf selbstbestimmte, gesundheitlich verträgliche, sichere und individuell abgestimmte Verhütung gleichrangig mit einem Menschenrecht. Mit einer 2015 beim Bundestag eingereichten Petition konnte der Verband noch keine bundesweite Lösung erwirken, um Menschen mit geringem Einkommen den kostenlosen Zugang zu Verhütungsmitteln zu ermöglichen. »Man hat eben gesagt, man wüsste gar nicht, wie der Bedarf ist. Wie viele Frauen nehmen denn das in Anspruch? Wie sind die finanziellen Ausgaben für so etwas?« so Rehwald.

Um erste Zahlen zu dokumentieren, damit diese auf Bundesebene hochgerechnet werden können, hat der Pro Familia Bundesverband das wissenschaftlich begleitete Modellprojekt »biko« entwickelt: Beratung, Information und Kostenübernahme bei Verhütung, gefördert durch das Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bis Juni 2019 können in sieben Standorten bundesweit Frauen ab 20 Jahren mit geringem Einkommen bei der örtlichen Pro-Familia-Beratungsstelle die Kostenübernahme ihres Verhütungsmittels beantragen. Dazu gehören Erfurt/Artern, Lübeck (bis März 2019), Ludwigsfelde (Landkreis Teltow-Fläming in Brandenburg), Recklinghausen/Marl, Saarbrücken, Wilhelmshaven – und auch Halle (Saale).

Um in das Projekt involviert zu werden, mussten die verschiedenen Orte bestimmte Voraussetzungen erfüllen. So durfte es auf keinen Fall bereits ein Kostenübernahmemodell geben, wie das zum Beispiel in Berlin schon der Fall ist. »Dann musste eine Pro-Familia-Beratungsstelle vor Ort sein, die sich auch vorstellen konnte, das direkt umzusetzen. Es ist ja auch ein personeller Aufwand, ein Zeitaufwand«, erklärt Rehwald. Weiterhin wurde bei der Auswahl der Standorte darauf geachtet, sowohl urbane als auch ländliche Regionen zu berücksichtigen.

Der grobe Ablauf gestaltet sich wie folgt: Die Frau erhält für ihr Verhütungsmittel ein Rezept beziehungsweise einen Kostenvoranschlag von der*dem behandelnden Gynäkolog*in, das sie (unbedingt nicht eingelöst!) gemeinsam mit allen anderen notwendigen Unterlagen (Bescheid einer Sozialleistung oder

Nachweis eines geringen Einkommens, Personalausweis oder Reisepass) zu einem vorher vereinbarten Termin bei Pro Familia mitbringt. Dort wird geprüft, ob die Voraussetzungen für eine Kostenübernahme gegeben sind – falls ja, bekommt die Antragstellerin noch vor Ort ihre biko-Zusage ausgehändigt. Darüber hinaus kann sie sich zu weiteren Themen rund um Verhütung, Sexualität und Partnerschaft beraten lassen; mögliche Sprachbarrieren können gegebenenfalls durch (Video-) Dolmetscher*innen überwunden werden. Mit dem Rezept und der biko-Zusage bekommt sie in der Apotheke ihr Verhütungsmittel kostenfrei ausgehändigt. Für die Spirale oder ähnliches gilt: Die Klientin kehrt in die Arztpraxis zurück und lässt sich das entsprechende Produkt dort kostenfrei einsetzen.

Das A und O: Vernetzung

Damit dieses Prozedere reibungslos ablaufen kann, ist natürlich die Kooperationsbereitschaft der örtlichen Ärzt*innen und Apotheken gefragt: »Es nützt mir ja nichts, wenn ich diese ganzen schönen Zusagen hier austteile, und Frauen gehen damit in die Apotheke, und die schickt sie wieder weg, weil die davon noch nichts gehört hat«, meint Rehwald, die mehrere Monate durch Halle gefahren ist, um über biko zu informieren. »Deswegen waren wir in den Apotheken, haben das kurz erzählt,

Folgende Verhütungsmittel können finanziert werden:

- Pille
- Minipille
- Kupferspirale
- Hormonspirale
- Kupferkette
- Depotspritze, Dreimonatsspritze
- Vaginalring
- Verhütungspflaster
- Hormonimplantat
- Pille danach (nur mit Rezept)

haben eine Infomappe dagelassen, haben dafür geworben und darum gebeten, mit uns zu kooperieren. Und dasselbe haben wir gemacht in den gynäkologischen Arztpraxen. Die Reaktionen waren auch größtenteils sehr positiv.«

Zu Beginn des Projekts stieß Rehwald allerdings auch auf Skepsis. »Das ist vollkommen ok und normal, weil die Apotheken und Ärzte in dem Moment ja in Vorkasse gehen. Wir brauchen auch einen enormen Vertrauensvorschuss, und deswegen war es so wichtig, da diesen persönlichen Kontakt zu haben. Inzwischen haben wir mit nahezu allen Apotheken und Praxen wirklich gute Erfahrungen gemacht.« Einzelte Gynäkolog*innen, die anfänglich nicht kooperieren wollten, konnten sogar von Patientinnen umgestimmt werden. »Die haben dann gemerkt, das Geld kommt auch wirklich. Also auch Praxen, die am Anfang skeptisch waren, können wir jetzt dazu zählen. Das ist eine schöne Entwicklung«, freut sich Rehwald.

Während ihrer Suche nach Kooperationspartner*innen war die Pädagogin auch in anderen hallischen Beratungsstellen. Für ihre Arbeit nimmt sie das als sehr hilfreich wahr: »Wir wissen, wo wer sitzt. Halle hat ein echt gut ausgebautes Netz an sozialen Hilfen. Man muss es halt nur wissen. Wir können über die Antragsstellung hinaus auch weiterhelfen.« Die Kostenübernahme von Präparaten, die vor sexuell übertragbaren Krankheiten schützen, deckt biko nämlich beispielsweise nicht ab. Doch Rehwald ist es wichtig, die Klientinnen bei solchen Fragen nicht einfach weg-, sondern woanders hinzuschicken: »Wir arbeiten gut zusammen mit verschiedenen Ämtern – der AIDS-Hilfe zum Beispiel, dem Gesundheitsamt ... Wir wissen, wen wir anrufen sollen, wir können auf verschiedene Veranstaltungen hinweisen

und Beratungen, die wir hier nicht machen können. Da können wir auf jeden Fall weitervermitteln.«

Hilfe für viele Frauen – und Paare

Zu Beginn des Projekts noch spontan möglich, können die biko-Zusagen jetzt nur noch zu vorher vereinbarten Terminen erteilt werden. Dafür sollten Antragstellerinnen mittlerweile etwa zwei Wochen Wartezeit einplanen. »Wir haben auf jeden Fall gut zu tun«, sagt Rehwald. Gerade die Mundpropaganda unter den Klientinnen spielt dabei eine große Rolle.

Vornehmlich richtet sich biko an Frauen, die finanzielle Unterstützung vom Staat erhalten. Dabei gibt es viele, die keine Sozialleistungen beziehen, aber trotzdem ein sehr geringes Einkommen haben – dazu zählen auch Studentinnen. In dem Fall kann Pro Familia durch einen Einkommensrechner mit festen Regelbedarfsstufen und Einkommensnachweisen der Antragstellerin prüfen, ob auch sie biko in Anspruch nehmen kann. Rehwald bekräftigt: »Man ist hier nicht raus, nur weil man kein BAföG bekommt oder ALG II. Ich habe auch viele Frauen, die in so einer Lücke gerade sind und trotzdem natürlich laufende Zahlungen haben und die auch dann gerade in dem Moment die Pille brauchen.

Dann ist es eben wichtig,



Beratungsmaterial für Apotheken/Praxen und Klientinnen – auch in leichter Sprache

Zahlen schwarz auf weiß

dass man sagen kann: »Sie können trotzdem kommen.«

Generell ist es der Beraterin wichtig, den Klientinnen die Angst zu nehmen. »Es ist hier eben nicht so, dass man sich irgendwie rechtfertigen muss, wieviel Geld man hat oder warum man jetzt kein Geld für die Pille hat, aber Raucherin ist.« Auch lädt sie explizit dazu ein, gegebenenfalls den Partner mitzubringen, denn: »Prinzipiell finden wir, Verhütung geht beide was an. Das sind übrigens oft sehr aufschlussreiche und schöne Beratungsgespräche, wenn sie hier zu zweit sitzen.« Im Schnitt kommt das aber selten vor – ungefähr einmal pro Woche, schätzt Rehwald. Sie bedauert es ein bisschen, dass biko wie ein Projekt für Frauen erscheint. »Tatsächlich ist es eigentlich ein Projekt für Paare, für selbstbestimmte Familienplanung.«

Die Verhütungsmittel, deren Kosten biko übernehmen kann, müssen rezeptpflichtig sein (abgesehen von der Pille danach, die aber auch nur mit ausgestelltem Rezept finanziert wird). »Aktuell ist es uns so nicht bekannt, dass es auf Rezept Verhütungsmittel für Männer geben würde, sonst wäre das selbstverständlich auch mit drin«, erklärt Rehwald. Problematisch wird es für Frauen, die mit dem Kupferperlenball verhüten wollen, da dieser erst ab 2016 zugelassen ist und daher nicht in das Projekt aufgenommen wurde. Außerdem werden neben den oben genannten Kondomen auch sämtliche andere Verhütungsmittel nicht berücksichtigt wie beispielsweise das Diaphragma, Verhütungszäpfchen oder Systeme zur Temperatur- beziehungsweise Hormonmessung.

Eine weitere Barriere, die vereinzelt Klientinnen im Weg stehen kann, ist der Wohnort: Der Erst- oder Zweitwohnsitz muss in Halle sein, um von der hier ansässigen Pro-Familia-Beratungsstelle eine Zusage ausgehändigt zu bekommen. Das hängt damit zusammen, dass es sich bei biko um ein wissenschaftlich begleitetes Modellprojekt handelt. »Das ist natürlich was, das wir uns für die Zukunft nicht so vorstellen«, versichert Rehwald. Aber für die jetzige Umsetzung gilt: »Das ist eine Standortanalyse.«

Um nach Abschluss des Projekts 2019 genau über den Erfolg von biko berichten zu können, erfordert es eine umfassende Evaluation. Alles, was mit dem Projekt in Verbindung zu bringen ist, wird – unabhängig von den personenbezogenen Daten – gespeichert. Das reicht von jedem Erstkontakt durch Interessierte über die Art des finanzierten Verhütungsmittels bis zu den Kosten. Im Anschluss eines jeden Antrags können die Frauen außerdem freiwillig und anonym einen Fragebogen ausfüllen. »Und wenn die Frauen das auch noch möchten, können sie uns eine E-Mail-Adresse hierlassen. Dann kriegen sie einen Feedbacklink zugesandt und können ihre Meinung sagen: ob sie denken, es gibt noch Verbesserung, ob der Arzt hilfreich war, ob die Apotheke das gut angenommen hat, wie der Weg war, die Öffnungszeiten ... Alles Dinge, wo wir uns eine Rückmeldung erhoffen, um das zukünftig einfach für alle gut zu gestalten. Dieses Testpilotprojekt soll ja im besten Fall dazu dienen, irgendwann mal ein guter Leitfaden zu sein für eine bundesweite Lösung.« Rehwald ist dahingehend sehr zufrieden mit dem bisherigen Engagement der Klientinnen, Feedback zu geben.

Darüber hinaus erfassen und bewerten die zuständigen Pro-Familia-Beratungsstellen jeden einzelnen Kontakt zu einer Arztpraxis oder Apotheke. Pro Quartal wird das gemeinsam mit allen anderen gesammelten Daten an die Berliner »Camino Werkstatt für Fortbildung, Praxisbegleitung und Forschung im sozialen Bereich« geschickt. Die einzelnen Rückmeldungen der sieben Standorte fasst dieses Forschungsinstitut in einer umfassenden Statistik zusammen. Insgesamt ist das Ziel, den Bedarf für eine Kostenübernahme verschreibungspflichtiger Verhütungsmittel auszumachen und eine gelingende Unterstützung bedürftiger Frauen zu entwickeln beziehungsweise zu dokumentieren.

Im Juni 2019 (in Lübeck März 2019) endet biko. Aber Rehwald zeigt sich optimistisch: »Ich habe durch meine Arbeit hier jeden Tag die Bestätigung, dass es in Anspruch genommen wird, dass es den Frauen hilft. Und ich denke, dass das wirklich die besten Voraussetzungen sind, zu sagen: So, jetzt habt ihr's schwarz auf weiß – und jetzt seid bitte ihr dran, und jetzt braucht's bitte eine gesetzliche Regelung.« Denn einen Gesetzesanspruch auf die Kostenübernahme von Verhütungsmitteln wird es geben, da ist sie sich sicher: »An den Zahlen kann man nicht vorbei.«

Text, Foto und Illustration: Irene Schulz

- Weitere Infos zu dem Modellprojekt biko findet Ihr unter www.biko-verhuetung.de oder bei der Pro-Familia-Beratungsstelle Halle, Wilhelm-von-Klewitz-Str. 11, 06132 Halle (Saale) Tel.: 0345 7748242 E-Mail: biko.halle@profamilia.de

Mit Strich und Sternchen zur Gleichberechtigung?

»Frauenbeauftragte will Nationalhymne ändern«, schrie(b) die BILD Anfang März. Daraufhin wurde auch bei mir im Freundeskreis wieder einmal die Diskussion über eine geschlechtergerechte Sprache angefacht.

Um jetzt die allbekannte Polemik der BILD etwas zu relativieren: Worum geht es? Am 8. März – dem Internationalen Frauentag – äußerte die Gleichstellungsbeauftragte des Familienministeriums Kristin Rose-Möhring in einem Rundbrief an ebendieses Ministerium den Vorschlag, einige Textpassagen der Nationalhymne zu ändern. Dies ist keine völlig neue Idee: In Österreich wurden Formulierungen wie »Heimat bist du großer Söhne« durch »Heimat großer Töchter und Söhne« ersetzt, und auch in Kanada wurde kürzlich eine Änderung der Nationalhymne beschlossen. Dort wurde die zweite Zeile der Hymne »O Canada« von »True patriot love in all thy sons command« zu »in all of us command« umgeschrieben. Nun findet die Debatte über eine Textänderung der Nationalhymne also auch in Deutschland statt. Aus »Vaterland« könnte »Heimatlantland« werden, die Zeile »brüderlich mit Herz und Hand« soll durch »couragiert mit Herz und Hand« ersetzt werden.

Nationalhymnen sind Relikte der Vergangenheit, zu Recht besteht der Konsens, einige Passagen zu streichen, die mit dem Nationalismus verbunden werden, warum dann nicht auch Textstellen, in denen Frauen ausgegrenzt werden, verändern – fragt Claudia Becker, Redakteurin bei der Welt, in ihrem Artikel »Frauen in den Hymnen sind kein Genderwahn!«.

Ist solch eine Änderung längst überfällig oder doch eher »anmaßend und kulturlos«, wie Götz Frömming von der AfD

auf Twitter behauptete? Mit seiner Aussage, Gedichte und Lieder, welche zu altem Kulturgut gehören, dürften nicht einfach geändert werden, steht er nicht alleine da. Auch einige Historiker und Linguisten sind der Ansicht, historische Texte dürften nicht verfälscht werden. Vermeintlich sexistische oder rassistische Textstellen müssten immer in ihrem jeweiligen Kontext gesehen werden.

Laut einem Artikel des Focus erwartet Rose-Möhring »offenbar selbst, dass ihr Vorschlag für heftige Diskussionen sorgen wird. Darauf lässt der Satz schließen, mit dem ihr Rundbrief endet: »Mit fröhlich gegenderten Grüßen für einen diskussionsfreudigen 8. März.«

Nun, wo liegt das Problem – meine Reaktion ist relativ bescheiden ausgefallen, weil ich mit der Nationalhymne nichts verbinde, doch wie sieht es beispielsweise bei fußballschauenden Patriot*innen aus? Dort wird die Hymne jedenfalls regelmäßig gesungen. Ob der



Deutsche Nationalhymne

August Heinrich Hoffmann
(1798-1874)

Joseph Haydn
(1732-1809)

Ei-nig-keit und Recht und Frei-heit für das deut-sche *Hei-mat-land!
Da-nach lasst uns al-le stre-ben, *cou-ra-giert mit Herz und Hand!

Ei-nig-keit und Recht und Frei-heit sind des Glü-ckes Un-ter-pfand:
Blüh im Glan-ze die-ses Glü-ckes, blü-he, deut-sches *Hei-mat-land!

Vorschlag dort auf freundliche Ohren stößt oder ob dadurch nicht eher die Wut auf den »Kampffeminismus« geschürt wird, ist fraglich. Für mich war dieser zugegeben etwas übertriebene Aufschrei eine schöne Gelegenheit, mit Freunden und Bekannten über das Thema zu diskutieren und Argumente für und wider die geschlechtergerechte Sprache zu suchen.

Was soll das schon bringen?

Es besteht die Gefahr, durch zwanghafte Änderung der Sprache Wut auf Feminismus zu schüren, wodurch die Sache am eigentlichen Ziel vorbeischießt. Gendern störe den Sprach- und Lesefluss vehement, denn es sei einfach zu ungewohnt.

Fraglich ist auch, wie sehr Political Correctness das Problem des Sexismus überhaupt zu lösen vermag und ob nicht eher die Gefahr besteht, dass solche »Sprachregelungen wie alle Verbote den Wunsch befördern, dagegen zu verstoßen und das Unerlaubte gerade deshalb zu denken, weil es nicht erlaubt ist.« (Die Zeit: »Droht uns die Sprachzensur? – Ja!«)

Außerdem wirkt – im Vergleich zum Beispiel zur metoo-Debatte oder Ähnlichen – eine Diskussion um korrekte Sprache etwas schwach und sinnlos. Ich bin doch nicht gleich sexistisch, nur weil ich nicht immer Frauen und Männer gleichermaßen erwähne.

Ein weiteres, eher sprachwissenschaftliches Argument, sei der Unterschied zwischen grammatikalischem und faktischem Geschlecht. Zumindest bei Gegenständen ist dies gegeben. »Der Mensch« beschreibt ja auch nicht nur Männer, genauso wie »die Person« sich nicht nur auf Frauen bezieht. Berufsbezeichnungen sind von den entsprechenden Verben abgeleitet. Dies gilt für Personen genauso wie für Gegenstände: »Bäcker« kommt von »backen«, und »Hosenträger« kommt von »tragen«. Das »er« am Ende des Wortes ist nicht gleichzusetzen mit »Er ist Bäcker«. Daher wäre es unnötig, Berufsbezeichnungen, aber auch Titelbezeichnungen wie Doktor oder Professor an die Person, die diesen Titel trägt, anzupassen.

Außerdem würde durch die unterschiedliche Bezeichnung das Frausein nur hervorgehoben – und geht es nicht darum, den Unterschied der Geschlechter aufzuheben?

Anders sprechen = Anders denken?

Nein, es geht nicht darum, den Unterschied auszuradieren. Frauen sind, gerade was höhergestellte Berufe angeht, immer noch unterrepräsentiert, daher soll durch das Gendern betont werden, wenn Frauen einen Doktor- oder Professoren-Titel tragen. Wichtig ist hier die Vorbildfunktion für junge Mädchen, um diesen zu zeigen, dass diese Posten auch von Frauen besetzt werden können.

Oft wird behauptet, geschlechtergerechte Sprache sei schwer zu verstehen oder umständlicher zu lesen, doch bei ewigen Schachtelsätzen in der Wissenschaft beschwert sich kaum jemand über Unverständlichkeit der Texte. Dazu schrieb auch Ulrich Greiner in der Zeit: »Die Verhässlichung, die mit der »gendergerechten« Sprache einhergeht, richtet in der akademischen Welt kein allzu großes Unheil an, weil dort die Schönheit eines Textes seit längerer Zeit kein Kriterium mehr ist.«

Das Problem ist hier nicht nur die Ungewohnheit, für viele ist der Sinn hinter dem Gendern oft nicht erkennlich. Kann Sprache wirklich unser



Denken beeinflussen, kann also eine geschlechtergerechte Sprache auch zu einer geschlechtergerechteren Gesellschaft beitragen? Bei dem generischen Maskulinum werden weibliche Personen doch schließlich mitgemeint. Also, ich fühle mich nicht ausgeschlossen oder diskriminiert, wenn das generische Maskulinum verwendet wird, doch was für einzelne Individuen gilt, ist niemals gesamtgesellschaftlich gültig. Doch Jungs, denkt mal darüber nach: Fühlt Ihr Euch angesprochen, wenn es heißt: »Alle Studentinnen sind herzlich eingeladen.«? Der Satz »Männer sind die besseren Autofahrerinnen« macht inhaltlich wie grammatikalisch keinen Sinn, doch die männliche Bezeichnung soll für beide Geschlechter gelten?

Die Uni Leipzig machte diese Absurdität klar, indem sie 2013 in ihrer Grundordnung nur noch weibliche Bezeichnungen verwendete, unter dem Vorbehalt, damit seien auch Männer mitgemeint. Die Rektorin Beate Schücking erklärte dies als symbolischen Akt, der hoffentlich die Debatte über Geschlechtergerechtigkeit an den Unis belebe. Der Vorschlag selber kam von dem Physikprofessor Josef Käs.

Eine weitere Person, die das generische Maskulinum nicht einfach hinnehmen wollte, ist Marlies Krämer, Kundin der Sparkasse Saarbrücken, die es mit ihrer Klage sogar bis zum Bundes-

gerichtshof (BGH) geschafft hat. Sie wünscht sich eine Verpflichtung, in Formularen auch von Kundinnen oder Kontoinhaberinnen zu sprechen. Der BGH jedoch hat sich bei seinem Urteil für das generische Maskulinum ausgesprochen. Die Begründung hierbei war, es handle sich »um nichts weiter als die historisch gewachsene Übereinkunft über die Regeln der Kommunikation«. Mit der Verwendung der Vordrucke und Formulare gehe »weder eine Herabwürdigung der Person der Klägerin noch eine Benachteiligung im geschäftlichen Verkehr einher«. Hier kann auf jeden Fall nicht das Argument des besseren Verständnisses geltend gemacht werden, jeder der schon einmal Bank-Formulare gelesen hat, weiß, wie umständlich sie sind – mit oder ohne Gender-Sprache. Die Frage ist also, warum hier keine Änderung gewünscht wird, obwohl es mittlerweile Studien gibt, welche recht eindeutig belegen, dass Sprache unser Denken durchaus beeinflussen kann:

Dries Verrecken und Bettina Hannover von der Freien Universität Berlin fanden heraus, dass durch eine geschlechtergerechte Sprache Kinder ermutigt werden können, »typisch männliche« Berufe zu ergreifen. »Kinder, denen die geschlechtergerechten Berufsbezeichnungen präsentiert worden waren, trauten sich viel eher zu, einen ›typisch männlichen‹ Beruf zu ergreifen, als Kinder, denen nur die männliche Pluralform genannt worden war«, die Berufe erschienen ihnen leichter machbar durch die Mitnennung von Frauen. Des Weiteren schreibt die Süddeutsche Zeitung über Studien, die zeigten, dass männlich gefasste Stellenausschreibungen Frauen tendenziell von einer Bewerbung abhalten und dass Kinder bei der Frage beispielsweise nach ihrem Lieblingsmusiker oder Lieblingssportler meist Männer nannten, wohingegen die Nennung beider Geschlechter oder die geschlechtsneutrale Formulierung ausgewogenere Antworten hervorbrachte.

Es macht also einen eindeutigen Unterschied, ob Frauen explizit erwähnt werden oder nicht. Durch das generische Maskulinum – welches laut BGH nicht diskriminierend wirkt –

wird die männliche Form als normal und repräsentativ wahrgenommen.

Außerdem gibt es weitere Studien (beispielsweise Friederike Braun et al., 2007), welche herausfanden, dass ein geschlechtsneutraler Text die Verständlichkeit des Textes nicht vermindert, auch wenn es den Leser*innen des Textes so vorkommen mag: Subjektiv gesehen gaben die Proband*innen an, den gegenderten Text schlechter verstanden zu haben, eine inhaltliche Zusammenfassung war ihnen jedoch bei beiden Texten gleichermaßen möglich (die geschlechtsneutralen Texte wurden von den Männern sogar besser aufgenommen). Für Anna-Lena Scholz (Zeit Campus: »Es heißt Studenten! Dierende!«) ist klar: »wenn die sprachliche Brillanz und argumentative Kraft eines Zeitungsartikels am seidenen Faden des generischen Maskulinums hängt, dann taugt er nicht viel.«

Hier ist Kreativität gefragt

Die Studierendenzeitschrift der Uni Potsdam schreibt, der Umgang mit der eigenen Sprache ließe sich durchaus bewusst gestalten. Durch das vielleicht von manchen als unangenehm empfundene Gendern sollen einseitige Assoziationsmuster aufgebrochen werden beziehungsweise das vorhandene Bewusstsein für die Thematik geschärft werden. Hierbei ist Kreativität gefragt: passive Formen, Umschreibungen oder substantivierte Partizipien wie Studierende statt Studenten und Studentinnen.

Für Peter Eisenberg, Linguist und emeritierter Professor der Universität Potsdam, ist diese Lösung jedoch nicht nur inakzeptabel, sondern auch falsch. »Wenn wir das Partizip verwenden, drücken wir damit aus, dass die betreffende Person gerade dabei ist, etwas zu tun. Studierende, Lehrende, Mitarbeitende oder – ganz schlimmes Beispiel – »LKW-Fahrende« sind nicht permanent dabei, zu lehren, zu studieren, mitzuarbeiten oder LKW zu fahren.«

Eine weitere Möglichkeit wäre der dynamische Unterstrich. Dieser findet sich zufällig im Wort, mal schreiben wir also

Professor_innen, mal Prof_essorinnen. Wahrscheinlich wird das viele irritieren, doch wenn einmal die Gründe dahinter klar werden, ist der Rest nur Gewöhnungssache. Ich finde das Sternchen im Wort mittlerweile auch eigentlich ganz schön.

Für alle, die nicht wissen, warum jetzt immer öfter Sterne im Wort statt des Binnen-I zu sehen sind: damit wird die Binärlogik des Geschlechts in Frage gestellt. Menschen die sich nicht dem Schema Mann/Frau zuordnen können oder wollen, werden mit dem Sternchen oder dem Unterstrich konkret angesprochen.

Vielleicht sollte sich in dem Rahmen auch darüber Gedanken gemacht werden, ob das Wort »man« nicht auch zu dem sogenannten generischen Maskulinum gehört. Ich versuche gerade in einem kleinen Selbstexperiment dieses Wort zu vermeiden und sehe, es ist gar nicht so einfach, aber durchaus machbar. Versucht es doch einfach mal selbst.

Ich hoffe, mein Artikel regt zur Diskussion und zum Austausch von Argumenten an. Und nein – Menschen, die nicht gendern, sind nicht gleichzusetzen mit Sexist*innen, aber Menschen, denen eine gesamtgesellschaftliche und alle Ebenen betreffende Gleichberechtigung wichtig ist, sollten sich vielleicht bemühen, dies auch in ihrer alltäglichen Sprache umzusetzen und auf Dauer zu manifestieren. Denn eine komplett geschlechtergerechte Gesellschaft braucht eben auch eine geschlechtergerechte Kommunikation.

Text: Johanna Schultheiß

Illustrationen: Emilia Peters

Notenblatt (Grundlage): gemeinfrei, via commons.wikimedia.org/wiki/File:Nationalhymne_der_Bundesrepublik_Deutschland.svg



Wenn Selfies in den Tod führen

In ihrer Novelle »Das pathologische Leiden der Bella Jolie« beschreibt Ramona Raabe den Tod der jungen Janina Ast, die sich selbst Bella Jolie nennt. Sie ist süchtig nach Selfies, süchtig nach sich selbst, süchtig nach dem Moment. Am Ende bleiben nur ihre Bilder zurück. Und Paul Wachter.

»Er weiß, dass sie schön ist, bevor er ihr Gesicht zu sehen bekommt. Beinahe ist es so, als könne er es ihrem Kopf ansehen. Oder den blassen Armen, die leblos von ihren Schultern hängen. Die fragilen Finger, von denen manche noch sanft das Gerät berühren, das sie in der Hand hält.«

Paul Wachter ist 91 Jahre alt. Er wohnt im Altersheim, umgeben von Büchertürmen, Relikten aus einer anderen Zeit. Sein Spiegel ist abgedeckt. Fotos von ihm existieren seit Jahrzehnten nicht mehr. Er hält ein Buch in den Händen, das er vor 23 Jahren erworben, aber noch nie gelesen hat. Nun ist er bereit dazu, den wuchtigen Bericht mit hunderten von Fotos zu lesen. Der Titel: »Die letzten Stunden der Bella Jolie. Ein Leiden in Bildern, Sekunde um Sekunde«, verfasst von Margot Wilhelms, seiner Exfrau.

Das Buch im Buch handelt von der jungen Janina Ast, die sich selbst Bella Jolie nennt. Regelmäßig veröffentlicht sie Fotos auf Social-Media-Seiten, hat tausende Follower. Nichts Besonderes, mag man meinen. Doch Bella lebt nicht mehr, denn ihr Zwang, sich selbst abzubilden, endete tödlich. Ausgemergelt findet Wachter, ihr Vermieter, sie in ihrer Wohnung, die Hände um das Smartphone, welches durch die Verbindung mit der Steckdose dauerhaft in Betrieb ist. Tausende Fotos dokumentieren ihren Zerfall. Und für Paul Wachter ändert sich alles.

Die (noch) fiktive Krankheit, umgangssprachlich als Selfie-Sucht bezeichnet, wird »erst 2024 als solche von der Medizin anerkannt«. Bella selbst nimmt sich nicht als süchtig wahr. Sie inszeniert sich, schminkt sich, stylt sich. Sie ist wunderschön – sie ist perfekt, für sich und die Augen der anderen. Und sie dokumentiert. Jede Falte, jede Sommersprosse, jede noch so kleine



Ramona Raabe: Das pathologische Leiden der Bella Jolie. Novelle. 2018 im Dittrich Verlag. 14,95 €

Veränderung. Was in diesem Augenblick ist, wird schon morgen nicht mehr sein, oder in der nächsten Stunde, Minute oder Sekunde. Jedes ihrer Fotos, so Bella, sei eine »Gratulation an die Gegenwart, eine Verabschiedung an das Bald-nicht-mehr-Gewesene und ein Willkommen an das neu Hinzugekommene«. Sie ist in therapeutischer Behandlung. Der Psychologe Florian Kramer, selbst Student, bezahlt sie für die Sitzungen, die mehr Interviews sind. Die Absicht, ihr zu helfen, hat er nicht. Stattdessen ist er auf den Erfolg aus, den er sich durch Bella verspricht. Erfolg, der ihn nach vorne bringt, ihm Ruhm und eine eigene Praxis verspricht.

In Berichten kommen Bellas Familie, Freunde und Affären zu Wort und teilen ihre Erfahrungen, die sie mit Janina aka Bella verbinden, erzählen von ihrem Verlust und ihrer Vergangenheit. Und über all dem steht Paul Wachter, in seinen Händen der Bildband über Bellas Verfall.

Das Spiel mit den Ebenen

Auf gerade einmal 158 Seiten schafft es die Autorin, gleich mehrere Dimensionen des Erzählens zu kreieren. Da wäre zum einen die Margot Wilhelms', die den Fall auf Papier festhielt und es damit auf die Bestsellerlisten schaffte. Es folgen die einzelnen Darstellungen von Bellas engstem Kreis, ihren Eltern, der besten Freundin, den Followern. In der zweiten Hälfte der Novelle werden Fragmente aus den Sitzungen zwischen dem Psychologen und der Protagonistin beschrieben, wobei Kramer selbst als Erzähler fungiert. Umrahmt wird die Erzählung von Paul Wachters eigener Geschichte: Seiner Verbindung zu

Janina, der gescheiterten Beziehung zu Margot, seiner Angst vor dem Narzissmus.

Der Autorin gelingt es, dass jede Person, die im Buch zu Wort kommt, einen eigenen Charakter erhält. Nichts wirkt affektiert oder oberflächlich. Obwohl manche Figuren nur wenig Raum in der Novelle haben, scheint es doch so, als habe sich Raabe mit jeder persönlich unterhalten. Allerdings wird schnell klar, dass Ramona Raabe sich mit ihrem Studium der Literaturwissenschaften intensiv auseinandergesetzt hat: Die bewusste Verwendung der rhetorischen Mittel und der grammatischen Spielregeln baut sie ebenso geschickt ein wie die gesprochene Umgangssprache. So fragt Kramer seine Patientin, ob diese Gefallen an Tautologien (Kombination verschiedener Wörter, die den gleichen Sinninhalt besitzen) habe, und die sonst sehr sprachgewandte Bella antwortet salopp: »Klar, die machen mich ganz scharf«.

Bedrohlich wirkt in der Novelle vor allem das Kapitel des Chors der Follower. Oberflächlich und besitzergreifend beschreiben sie die Obsession, die sie für Bella hegen. Sie kannten nichts von ihr, bis ihr Tod durch die Presse ging. Nichts, bis auf ihre Selbstportraits. Sie kennen den Lichteinfall der Bilder, jeden Winkel der Wangenknochen, jede Sommersprosse. »Janina Ast ist tot, aber Bella Jolie ist unsterblich geworden. Wir sind nun so viel reicher«, heißt es am Ende der Passage. Und das Gefühl, beobachtet und ausgeleuchtet zu werden, ebbt nicht ab.

Narzissmus, Sucht und die Angst vor dem Vergessen

Das Thema der Novelle ist im Geiste unserer Generation, denn nie wurden mehr Fotos gemacht und öffentlich geteilt, wie es heute der Fall ist. Morgens nach dem Aufstehen, nach dem ersten Kaffee, zwischendurch beim Shoppen. Instagram ist nach Facebook die beliebteste Plattform, um sich der Welt mitzuteilen. Laut einer Umfrage der ARD und ZDF von 2016 sind allein in Deutschland 28 Millionen NutzerInnen bei Facebook angemeldet. Auf Youtube werden junge Leute zu Stars, zu Influencern, wie zum Beispiel Daarum (1 148 949 Follower) oder Novalanalove (812 000 Follower auf Instagram). Unzählige Portraits könnte man stundenlang betrachten und würde doch nicht zu einem Ende kommen. »Bloß nicht offline sein« lautet eine Schlagzeile aus der ZEIT 46/2017. Darin heißt es, die »Smartphonisierung« gehe zehn Mal schneller vonstatten als die Elektrifizierung im 19. Jahrhundert und erreiche auch weit mehr Nutzer jeder Altersstufe. Das Internet ist billig, öffentliches WLAN gibt es an der Universität, auf dem Marktplatz, in den Zügen der Deutschen Bahn. Und auch Smartphones sind erschwinglich, wenn man es nicht gerade auf das neueste Modell der führenden Marken abgesehen hat. Schnell eingeloggt, ein Schnappschuss hier, ein Hashtag dort und in der Regel regnet es Zustimmung, Likes und Emojis.

Ramona Raabe treibt das Spiel in ihrem Werk noch weiter. Was, wenn aus dem Hobby eine Sucht wird, die am Ende in den Tod führen kann? Ist es nur Fiktion oder doch zukunftsweisbare Realität? Wie weit sind wir davon noch entfernt?

Philosophisch und ohne Beschönigungen nimmt sie den Leser mit auf eine Reise zu Janinas letzten Tagen und Stunden – aus der Sicht von Paul Wachter, der selbst ein Teil der Generation Smartphone ist. Es dreht sich alles um Bella, die sich weigert, sich ihrer Krankheit zu stellen, und ihre Angst vor dem Vergessenwerden. Und es geht um Paul Wachter, der ihre Geschichte in Ehren hält, der sie versteht, ohne sie je gekannt zu haben.

Ergänzt wird die Novelle von Illustrationen der Künstlerin Ailish Trimble, die es schafft, dem düsteren Unterton eine eigene Note zu geben. Sie visualisiert die Gesichter der Befragten, stellt Bellas Beziehung zu den Followern dar und zeigt Wachters Einsamkeit. Eine gelungene Symbiose aus Text und Illustration.

Die Novelle regt dazu an, sich selbst zu betrachten. Seine Social-Media-Profile zu überprüfen und zu überlegen: Habe ich Angst davor, vergessen zu werden – oder bin ich in den Weiten des Internets nicht schon lange unsichtbar geworden?

*Text und Collage: Lisa Kollien
Illustration: Ailish Trimble*



Geldlos, Mittellos, Wert(e)los?

Wie mittellos sind wir? Ist mittellos gleich arm? Woran sind wir mittellos, und wie geht unsere Gesellschaft damit um? All diese Fragen werden in der Produktion »Die Mittellosen« des Studierendentheaters der MLU vielleicht nicht beantwortet, aber ganz sicher gestellt. Am 29. Juni spielt das 24-köpfige Ensemble unter der Leitung von Tom Wolter das erste Mal seine eigene Produktion »Die Mittellosen« – wir durften vorher schon einmal vorbeischaun.

Die Probe findet im WUK-Theater-Quartier am Holzplatz statt, wo auch am 29. Juni die Premiere gespielt wird. Als eines der wenigen Gebäude in der abseitsliegenden Straße nahe der Saaleaue fällt es sofort ins Auge. Geschmückt von Spiegeln und einem großen Torbogen mit der Aufschrift »#3 Kapitalismus« ist man gleich im Thema. Das Stück »Die Mittellosen« wird in Kooperation mit dem WUK-Theater-Quartier produziert und unter der Thematik der Spielzeit »Kapitalismus« aufgeführt. Es ist der verbindende Teil einer Trilogie, zu der »Die Schuldigen« (2015) und »Die Glücklichen« (2017) gehören. Eigentlich sollte »Die Glücklichen« das Finale der Trilogie werden, doch das jetzige Stück passe so gut in die aktuelle Spielzeit des WUK Theaters, erzählt Tom Wolter, der das Studierendentheater seit 2013 leitet.

Das Ensemble des Studierendentheaters ist bunt gemischt, viele sind schon länger dabei, andere erst seit diesem Semester. Alle zusammen produzieren sie das Stück als Gemeinschaftsprojekt. Durch viel Improvisation, Intuition und Bauchgefühl bringt jede Probe neue Impulse. Unter der Anleitung Tom Wolters probieren sich alle aus und bringen sich ein, lassen ihren Ideen freien Lauf. Beim Zuschauen merkt man das ganz deutlich –

»Es geht um Werte, darum, was wir wertschätzen, was uns wichtig ist, was wir brauchen, was wir nicht brauchen.« – Benni, seit drei Semestern beim Studierendentheater



jeder Einzelne gibt seinen eigenen Input, es wird viel gelacht. Beim zweiten, dritten, vierten Spielen einer Szene sieht man, was berührt und was vertieft werden kann. Dabei wird Spaß und Ernst vereint, mit Witz auf der Bühne lassen sich kontroverse Themen leichter zur Sprache bringen und werden so greifbarer.

»Wir beschäftigen uns tiefer mit dem Thema und lassen dadurch Dinge entstehen; am Ende haben wir dann ganz viel gesammelt, müssen schauen, was wir verwerten und womit wir an unsere Themen wieder andocken können«, erklärt Elsa Weise, Leiterin des Figuren- und Objekttheaters. Zur Thematik der Mittellosigkeit kann jeder etwas beitragen, auch

DIE MITTELLOSEN

Premiere: 29. Juni 2018 um 20 Uhr
weitere Termine: 30. Juni & 1./3./4./5. Juli
im WUK Theater Quartier am Holzplatz 7a

#3 Kapitalismus



in Bezug auf immaterielle Dinge wird sich mit dem Thema auseinandergesetzt. Der immerwährende Gedanke, ob man am Ende mehr davon hat, weniger zu haben, steht im Raum, aber auch Fragen, die jeder nur für sich selbst beantworten kann, zum Beispiel inwiefern jeder selber Teil des Systems oder vielleicht sogar das Mittel für jemand anderen ist. Jede Probe ist eine Entdeckung, so ist das Stück letztendlich eine Gruppenerfindung von einem über 30-köpfigen Team.

Das erste Mal präsentiert sich das Uni-Ensemble auf dreierlei Arten: Es wird natürlich Schauspiel, aber auch Choreographien und Musik unter der Leitung von Ellen Brix und Niklas Stellbrink geben. Außerdem wird wohl auch die Darbietung des Ganzen beim Zuschauer Eindruck machen, denn die Studierenden werden nicht nur auf einer konventionellen Bühne spielen, sondern das ganze Haus und den Garten des WUK-

»Ist schon eine Herausforderung, der Abend ... für die Zuschauer.«
– Tom Wolter

Theaters nutzen. »Wir sind gespannt, brauchen aber keine Angst zu haben«, sagt Anton, der schon seit 2013 beim Studierendentheater dabei ist und auch in den letzten Stücken mitgewirkt hat.

Es soll um existenzielle Themen und Werte gehen, um das, was junge Menschen heute beschäftigt. Mittellosigkeit ist nicht nur eine Frage des Materiellen, sondern auch der Abwesenheit von Fähigkeiten oder Personen. Dieses Thema, das unter dem Blickwinkel des Kapitalismus noch mehr Fragen aufwirft, kann auf vielen Ebenen untersucht werden. Beim Blick in die Spiegel am WUK-Theatergebäude können wir uns selbst diese Fragen stellen, vielleicht hilft uns das Studierendentheater der MLU am 29. Juni, sie zu beantworten.

*Text und Fotos: Susanne Eger
Plakat: Thomas Schult, WUK-Theater*

- »Die Mittellosen«
Premiere: 29.6.2018, 20.00 Uhr
WUK-Theater-Quartier am Holzplatz 7a
Eintritt: 10 €, ermäßigt 6 €
Weitere Termine und Tickets:
<http://wuk-theater.de>



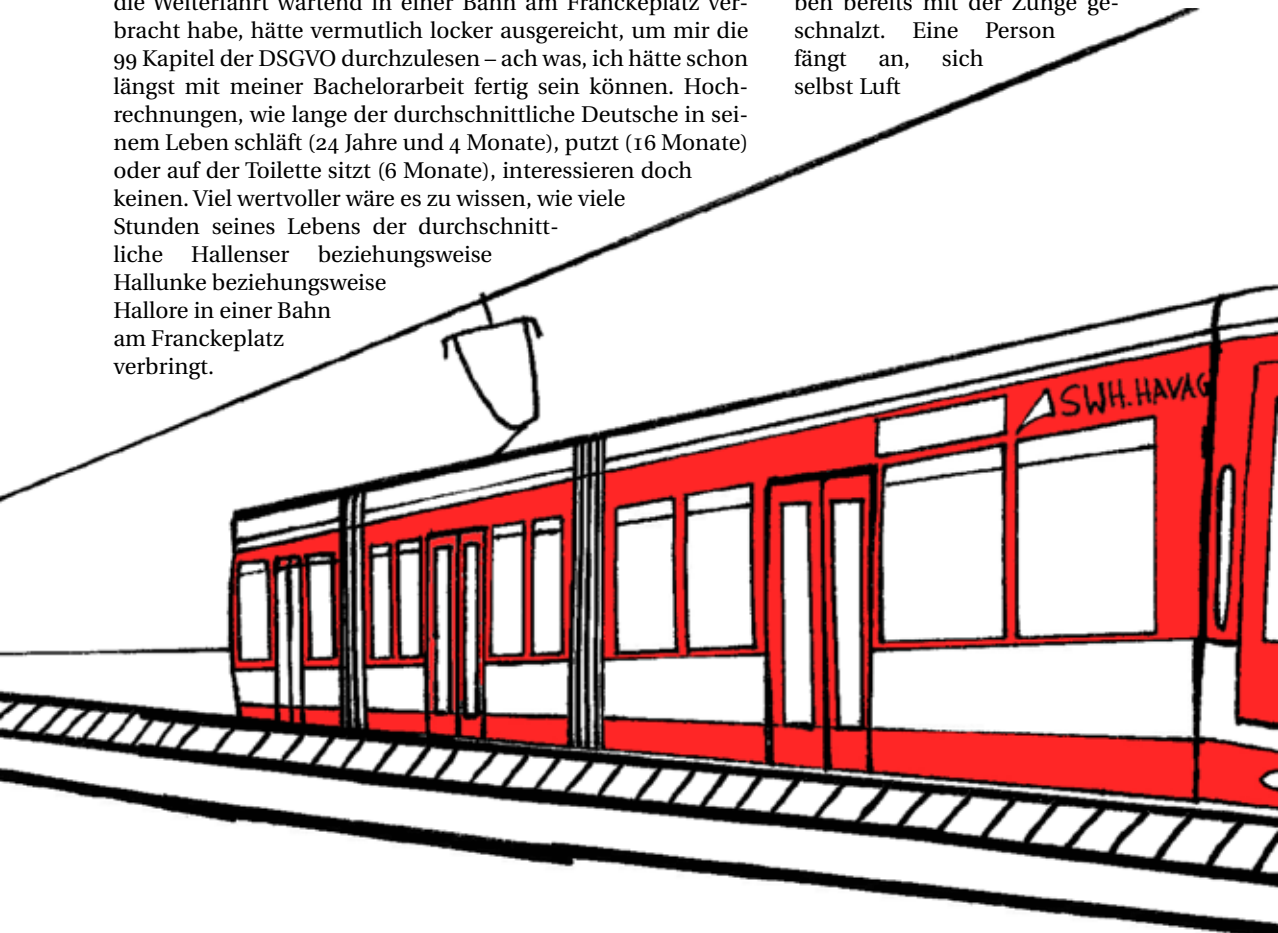
Geschichten aus dem HAVAG-Land

Schienegebunden, mit elektrischer Energie betrieben, dient als öffentliches Personennahverkehrsmittel – die Rede ist von der Straßenbahn. In Halle gestalten sich Fahrten mit dieser regelmäßig als modernes Reiseabenteuer. Eine Kolumne über Fahrten rot-weiß.

Alle reden heutzutage davon, dass sie mal entschleunigen wollen, mal runterkommen vom Alltag. Was es dafür nicht alles gibt – das Angebot reicht von Yoga über Meditation bis hin zu autogenem Training. Kann teuer werden. Dabei gibt es eine kostengünstige Alternative: den Franckeplatz. Oder besser gesagt: eine Fahrt mit der Straßenbahn über diesen. Wobei Fahrt vermutlich das falsche Wort ist, die Straßenbahn steht an dieser Stelle nämlich mehr, als dass sie fährt. Und dabei ist es ganz egal, aus welcher Himmelsrichtung man kommt oder wohin man will. Früher oder später wird die Bahn immer langsamer, der eben noch einströmende Fahrtwind wird zu einer kaum wahrnehmbaren Brise, und schließlich: Halt auf freier Strecke. Das, Freunde der Entspannungstechniken, nenne ich mal gelebte Entschleunigung. Die Zeit, die ich bisher schon auf die Weiterfahrt wartend in einer Bahn am Franckeplatz verbracht habe, hätte vermutlich locker ausgereicht, um mir die 99 Kapitel der DSGVO durchzulesen – ach was, ich hätte schon längst mit meiner Bachelorarbeit fertig sein können. Hochrechnungen, wie lange der durchschnittliche Deutsche in seinem Leben schläft (24 Jahre und 4 Monate), putzt (16 Monate) oder auf der Toilette sitzt (6 Monate), interessieren doch keinen. Viel wertvoller wäre es zu wissen, wie viele Stunden seines Lebens der durchschnittliche Hallenser beziehungsweise Hallunke beziehungsweise Hallore in einer Bahn am Franckeplatz verbringt.

Liegt das wirklich nur an der komplizierten Verkehrslage dort? Oder sind wir Teil eines Experiments: Wie verhalten sich zum Warten gezwungene Homo Sapiens der Unterordnung Haplorrhini aus der Familie der Hominidae? Vermutlich sitzt in jeder Bahn ein getarnter Versuchsleiter, der das Benehmen der Insassen protokolliert. Das sieht dann wahrscheinlich so aus:

Protokoll Anfang. Bahn steht seit einer halben Minute: bisher Starren. Aus dem Fenster oder aufs Handy. Eine Minute Wartezeit: Drei Exemplare haben bereits mit der Zunge geschnalzt. Eine Person fängt an, sich selbst Luft



zuzufächeln. Weitere 30 Sekunden sind vorüber: Ein älterer Herr schnaubt verächtlich und schüttelt den Kopf. Die Population, die bisher noch kein Handy in der Hand hatte, wühlt in den Taschen danach. Erste Anzeichen kognitiver und motorischer Unruhe werden sichtbar. Zwei Minuten: Einige Forschungsobjekte stehen auf. Vermutete Intention: Fahrt beschleunigen. Natürlich ausichtslos. Auf lautes Hupen vorbeidrängelnder Autos folgt kollektives Aufstöhnen. 17 Sekunden später: Die Bahn setzt sich in Gang. Sämtliche Insassen stimmen im Chor den Messias von Händel an. Protokoll Ende.

Die Ergebnisse dieser (rein hypothetischen) Studie würden keine schönen Erkenntnisse zutage fördern. Warten nervt – man wird wütend, ungeduldig, rastlos. Am Schlimmsten ist vermutlich das Gefühl, der Situation hilflos ausgeliefert zu sein – man kann schlecht mal eben das Fahrerhäuschen entern und Gas geben. Also, ginge schon, aber birgt das große Risiko eines lebenslangen Fahrverbots für Straßenbahnen. Stattdessen übt man sich in Geduld, während man merkt, wie einem selbst und sämtlichen anderen Fahrgästen im Sommer



der Schweiß rinnt und dass die Versprechen von Deos, 48 Stunden Schutz zu bieten, nichts weiter als alternative Fakten sind. Dabei sollten doch alle Passagiere dankbar sein: In einer Welt, die sich immer schneller dreht, dürfen wir innehalten, tief den Mief der auf 42 Grad erhitzten Bahn einatmen und uns auf das Wesentliche konzentrieren: Warum zum Teufel habe ich nicht endlich mal das Fahrrad repariert?!

Text und Illustration:
Sophie Ritter

Nicht vergessen!

Was in den nächsten Wochen wichtig ist
und was sich sonst noch an unserer Pinnwand angesammelt hat.

Über Fake News bis hin zu Kryptowährung

Die 17. Lange Nacht der Wissenschaften wartet am 6. Juli wieder mit einem vielfältigen Programm für neugierige Besucher auf. Von 17.00 bis 1.00 Uhr ist der Blick hinter die Türen von Laboren, Instituten, Museen und Bibliotheken möglich.

• www.lndwhalle.de

»Sportfest für Jedermensch ...«

»... Gemeinsam gegen Rassismus«: Am 14. und 15. Juli bieten Euch der Rote Stern Halle und die Amnesty-International-Hochschulgruppe ein Sportfest, bei dem für alle was dabei ist. Ob Fußball, Quidditch, Rugby, Dart oder Volleyball. Kommt einfach zum Universitätssportplatz auf der Ziegelwiese, der Eintritt ist frei.

• www.ai-campus.de

Kino unter Sternen

Es ist Sommer – und wie genießt man da einen Film am besten? Na, unterm Sternenhimmel: Bestens ausgerüstet mit Decken, Kissen und Mückenabwehrspray steht dem Freiluftkino nichts mehr entgegen. Das Puschkino zeigt zum Beispiel am 30. Juni um 21.45 Uhr im Hof der Moritzburg »Three Billboards Outside Ebbing, Missouri«. Das Luchskino lädt gleich an zwei Spielstätten zum Sommerkino ein. Und wem das nicht reicht, dem seien die Giebichensteiner Sommerfilmnächte vom 3. bis 18. August empfohlen.

- www.stiftung-moritzburg.de/aktuelles/
- www.luchskino.de/sommerkino/
- <https://stadtmuseumhalle.de/3-giebichensteiner-sommerfilmnaechte/>

Unichor im Garten

Den Universitätschor Halle »Johann Friedrich Reichardt« könnt Ihr am 4. Juli ab 19.30 Uhr im Botanischen Garten erleben. Zwischen Gewächshäusern und Eidechsen findet im Anschluss das Sommerfest mitsamt Livemusik und leckeren Speisen statt. Eintritt (ermäßig): 5 Euro.

• www.coll-music.uni-halle.de/universitaetschor/news/

Strahlend schön

Traditionell zum letzten Augustwochenende wird es zwischen der Ziegelwiese und der Peißnitzinsel in Halle wieder aufleuchten: Vom 24. bis 26. August wird es beim Laternenfest viele bunte Lichter, coole Musik und reichlich Unterhaltung geben. Durch unterschiedliche Mitmachaktionen und klassische Events wie das Entenrennen ist für jeden etwas dabei. Der Samstagabend klingt wie gewohnt besonders schön mit dem tollen Höhenfeuerwerk am Himmel aus.

• www.halle365.de/highlights/laternenfest

• Du bist Student*in und möchtest, dass Dein Projekt die nötige Aufmerksamkeit bekommt? Dann sende eine Mail an redaktion@hastuzeit.de und erkläre uns kurz und knackig Dein Projekt!

Das Elend der Einzelnen

Am 28. Juni um 19.00 Uhr lädt der Stura-Arbeitskreis Antifa zu einem Vortrag mit Diskussion ins Melanchthonianum, Hörsaal A ein. Der Psychoanalytiker, Sozialarbeiter und Publizist Tjark Kunstreich kritisiert die Tendenz, Flüchtlinge als Kollektiv zu behandeln, wodurch Menschen mit individuellen Verfolgungsgeschichten aus dem Blick geraten. Hierin erkennt er »Übereinstimmungen von staatlicher Flüchtlingspolitik und antirassistischem Engagement«.

• <http://antifa.uni-halle.de>

14. Freiwilligentag

Auch dieses Jahr kann man wieder ein »Engel für einen Tag« werden. Am 15. September werden in ganz Halle freiwillige Helfer*innen gesucht, die bei einem von über 60 Projekten mitwirken wollen. Ob selbstgebaute Spielzeuge bei der AWO oder mit Rollstuhlfahrer*innen einen Ausflug über die Peißnitz organisieren – für jeden ist etwas dabei.

- www.freiwilligentag-halle.de/wp/

Stadtgeschichte auf Fotos

Eine Vortragsreihe zum Thema »Fotografie im 20. Jahrhundert« wäre ja schon spannend, noch vielversprechender wird es aber, wenn dabei Halle im Fokus steht: Sowohl Aufnahmen wichtiger historischer Ereignisse als auch das ganz profane Alltagsleben werden vorgestellt und die historischen Zusammenhänge betrachtet.

Die Ergebnisse der Kooperation des Stadtmuseums Halle, des Instituts für Geschichte der MLU, des Stadtarchivs Halle und des Vereins für hallische Stadtgeschichte könnt Ihr am 11. Juli ab 18 Uhr im Stadtmuseum Halle bestaunen – Eintritt frei.

- www.halle365.de/veranstaltung/stadtgeschichte-auf-fotos-halle-im-20-jahrhundert

Die Mittellosen

So lautet der Titel des Stücks, welches das Studententheater Uni Halle am 29. Juni um 20 Uhr uraufführt (vgl. Seite 42). Weitere Termine sind der 30. Juni und der 5. Juli.

- <http://wuk-theater.de>

Love is in the air...

Ach ja, die Liebe! Ein Thema, über das sich wohl jede*r schon ausgelassen hat. Alles wurde bereits gesagt, geschrieben, gesungen, gejault und geschluchzt. Im September gibt auch das Improvisationstheater »Stabile Seitenlage« seinen Senf dazu und erdenkt sich einen Abend voller Liebe, Frust und Leidenschaft – einmalig erlebbar für das Publikum: Premiere und Dernière in Einem! Los geht's am 7. September um 20.00 Uhr auf der Waldbühne am Peißnitzhaus, Studierende zahlen 6 Euro.

Unisport wird teurer

Ab dem kommenden Wintersemester werden sich die Beiträge für einige Sportkurse an der Uni erhöhen. Bei manchen Kursen geht es um 5 Euro, andere beitragsfreie, wie zum Beispiel Fußball oder Volleyball, sollen nun erstmals 10 Euro pro Semester kosten. Dies wurde in der Senatssitzung am 13. Juni mit absoluter Mehrheit beschlossen. Als Grund wurde die erwünschte bessere Bezahlung der Trainer*innen und der höhere Bedarf an Betreuung der Sportkurse genannt.

Auf die Frage von Lukas Wanke, ob das Geld nicht statt von den Studierenden von der Uni direkt kommen könne, antwortete Markus Leber (Kanzler), Unisport sei keine Kernaufgabe der Uni, lediglich ein »top on«. Außerdem seien die Beiträge im Vergleich zu den Angeboten anderer Unis und auf dem Markt »noch gering«. Die Sorge, dass die Nachfrage nun sinken und dadurch am Ende weniger Geld für die Beschäftigten herauskommen könne, bestehe laut Kanzler nicht.

Stadt wird grüner

Noch bis zum 14. Oktober könnt Ihr im Botanischen Garten Halle das Ausstellungsprojekt »Garten findet Stadt – Grüne Vielfalt erleben, verstehen, machen« besuchen. Dort wird Euch gezeigt, wie Ihr selbst zu einer umweltfreundlichen und grünen Stadt beitragen könnt.

- <https://garten-findet-stadt.de/de/ausstellung/>

Köstlichkeiten aus der Region

Wer wissen möchte, was Halle und Umgebung so alles an kulinarischen Köstlichkeiten zu bieten hat, sollte am 6. und 7. Oktober den Erntedank- und Bauernmarkt auf dem Marktplatz nicht verpassen!

- www.halle365.de/highlights/erntedank-und-bauernmarkt

Des Rätsels Lösung

Im Heft 78 sind uns leider die Beschreibungen durcheinandergeraten, dadurch wurde das Märchenrätsel schwerer als beabsichtigt. Gefahndet haben wir nach:

1. DORNROESCHEN
2. KALIFSTORCH
3. HANS
4. ZERTANZT
5. RAPUNZEL
6. WOLF
7. FUCHS
8. SCHNEEWITTCHEN
9. HÄNSEL
10. ERBSE
11. FRAUHOLLE



Kreuzworträtsel: Bars und Kneipen in Halle

Nach einem produktiven Tag an der Uni geht doch nichts über ein kühles Bier oder einen frisch zubereiteten Cocktail in der Lieblingsbar. Dabei ist die hallische Kneipenszene vielfältiger, als man auf dem ersten Blick vermuten mag. Von atmosphärischen Shisha-Lounges bis hin zu international angehauchten Kneipen: wie gut kennst du dich in den verschiedenen Bars in Halle aus? Umlaute werden als AE/OE/UE ausgeschrieben, Zahlen hingegen als Ziffern. Leerzeichen fallen unter den (Kneipen-) Tisch.

1. Mitten in der Kleinen Ulrichstraße richtet sich dieses unscheinbare Lokal vor allem an die Kenner guter schottischer Spirituosen.
2. Jene Sage beschreibt eine Kulissenstadt, welche extra zur Ankunft der russischen Zarin Katharina II. vom namensgebenden Feldmarschall und Gouverneur errichtet wurde.
3. Der Stier im Logo lässt es schon vermuten: Dies ist DIE Bar für alle, die Cocktails, amerikanisches Beef und BAR-B-Que mögen.
4. Der Name dieses Pubs verweist auf eine im Südosten Irlands liegende Stadt, welche unter anderem für ihr gleichnamiges Bier bekannt ist.
5. Im Zentrum von Halle befindet sich eine Abkürzung, mit der man sich in Textnachrichten eine angenehme Ruhe wünscht. Zugleich bezeichnet sie den Standort des Lokals.

6. Ähnlich dem Unikat ist diese Bar recht einzigartig und eine beliebte Anlaufstelle für Freunde von Bier, Sport und Punkrock.
7. Im Dreieck zwischen Zoo, Museum und Saale-Ufer befindet sich dieses Szenelokal, bestehend aus Café, Restaurant und Biergarten. Der Name nimmt Bezug auf einen österreichischen Dichter und Cartoonisten.
8. Eine der beliebtesten Shisha-Bars in Halle-Neustadt, welche sich den Namen mit einem durch China fließenden Strom teilt.
9. Zu DDR-Zeiten war das Lokal vor allem für sein hausgemachtes Eis bekannt. Heute besticht es durch sein böhmisches Bier, Livemusik und die Lage nahe dem Reileck.
10. Gesucht ist die am August-Bebel-Platz gelegene Bar, was auch schon einen Hinweis auf den zweiten Teil des Namens gibt. Der erste beschreibt die nicht mehr gebräuchliche Anrede einer unverheirateten Frau.
11. Die irische Bar im Paulusviertel blüht (zumindest laut ihrem Namen) zu jeder Jahreszeit grün.

